

# Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Ausgegeben am 30. März 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N<sup>o</sup> 26.

## Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Während so an verschiedenen Punkten des Salons über die verschiedensten Themata, über die polnische Krone, Hoppenmarieten und den Volksaufstand zwischen Oder und Elbe gesprochen wurde, lag die ganze Schwere des Dienstes, zugleich die ganze Verantwortlichkeit für Gelingen oder Mißlingen dieses Abends auf den Schultern Doktor Faulstichs. Die Gräfin, nur eine allerberste Leitung, ein letztes Ja oder Nein sich vorbehaltend, hatte alles andere mit einem leicht hingeworfenen: „vous ferez tout cela“ auf den Kirch-Görtyer Doktor abgewälzt. „Was dem Ziebinger Grafen recht ist, ist der Guser Gräfin billig.“ Er hatte gehorchen müssen und auch gern gehorcht, aber doch in Bangen. Und dieses Bangen war nur allzu gerechtfertigt. Ueberjah er die Situation, so war er eigentlich nur seiner selbst sicher, und auch das kaum. Hundert Fragen drängten auf ihn ein. Wie würde, um nur eine der nächstliegenden und wichtigsten zu nennen, das Streichinstrument- und Flötenquintett bestehen, das, die musikalischen Kräfte von Selow und Kirch-Görty zusammenfassend, der Leitung des jungen Guser Kantors, eines nach Tante Amelies Meinung verkannten musikalischen Genies, anvertraut worden war? Würde Kathinka, wirklicher Deklamation zu geschweigen, die Prolog-Dittaverimen auch nur fehlerfrei und ohne Anstoß sprechen können? Würde Alceste die ganze Vorstellung nicht zu sehr als Bagatelle behandeln? War Verlaß auf die Dienerschaften, Männlein wie Weiblein, die mit Dekorationswechsel, Bereithaltung einiger Requisite, endlich auch mit dem Zurückziehen und Wiederfallenslassen der Gardine betraut worden waren? Denn das Guser Theater hatte noch statt eines rouleauxartigen Vorhanges den von links und rechts her zusammenfallenden Teppich. Mehr als einmal schoß dem Doktor das Blut zu Kopf und wedte die Lust in ihm, in dieser zwölften Stunde noch mit einem Demissionsgesuch vor die Gräfin zu treten; aber im selben Augenblicke die Unmöglichkeit solchen Schrittes einsehend, richtete er sich an dem Sape auf, der in ähnlichen Lagen schon so oft geholfen hat: „Nur erst anfangen.“

So kam neun Uhr; schon eine Stunde vorher waren Mademoiselle Alceste und Kathinka aus dem Salon abgerufen worden. Jetzt trat Eve an ihre Herrin heran, um ihr zuzuflüstern, daß alles bereit sei. Die Gräfin erhob sich sofort, reichte Drosselstein den Arm und schritt durch das Eßzimmer in den dahinter gelegenen Theateraal, der sich ziemlich genau halbirt in eine Bühne und einen Zuschauerraum theilte. In letzterem herrschte eine nur mäßige Helle, um die Gestalten auf der Bühne in desto schärferer Beleuchtung erscheinen zu lassen. Etwa zwanzig Sessel waren in zwei Reihen gestellt, in Front derselben fünf hochlehnige Stühle für die Musik, in deren Mitte, den Blick auf den Vorhang gerichtet und eine Notenrolle in der Hand, der als Kapellmeister funktionirende Guser Kantor stand, Herr Nippler mit Namen. Auf den Polstersesteln lagen Theaterzettel, die auf Veranlassung Faulstichs bei dem Buchbinder und Fabelverleger P. Nottebohm in Kirch-Görty gedruckt worden waren, und jetzt, nachdem alles Platz genommen hatte, sofort einem eifrigen Studium unterzogen wurden. Der Bettel lautete:

Théâtre du Château de Guse.

Jendi le 31 Décembre 1812.

La représentation commencera à 9 heures.

1. Ouverture de . . . . .  
exécutée sous la direction de M. Nippler, chantre de Guse, par 3 violons, 1 flûte et 1 basse.
2. Prologue. (Melpomène.)
3. Début de Mademoiselle Alceste Bonnavant.  
Scènes diverses, prises de Guillaume Tell. Tragédie en cinq actes par Le Mierre.
  - a. Cléofé, épouse de Tell, s'adressant à son mari:  
Pourquoi donc affecter avec moi ce mystère,  
Et te cacher de moi comme d'une étrangère?
  - b. Cléofé, s'adressant à la Garde de Gesler:  
Je veux voir mon époux, vous m'arrêtez en vain etc.
  - c. Cléofé, s'adressant à Gesler:  
Quoi, Gesler! quand j'amène un fils en ta présence etc.



d. Cléofé, s'adressant à Walther Fürst:

C'était-là le moment de soulever la Suisse;  
Tu l'as perdu; va, fuis, redoute le supplice;  
Crains Gesler, même absent; tu n'éviteras pas  
L'oeil de la tyrannie, attaché sur tes pas;  
Victime sans honneur de l'amitié trahie;  
Avec Tell et Melchthal crains de perdre la vie etc.

4. Finale composé pour 2 violons et 1 flûte par M. Nippler.

Le Sous-Directeur Dr. Faulstich.

Imprimé par P. Nottebohm,  
relieur, libraire et éditeur à Kirch-Görzig.\*)

Die Mehrzahl der Anwesenden war mit dem Studium des Bettels noch nicht bis zur Hälfte gediehen, als das Zeichen mit der Klingel gegeben wurde. Nippler klopfte mit der steifen Papierrolle auf das Podium, und sofort begannen die Violinen ihr Werk; jetzt fiel die Flöte ein, während von Zeit zu Zeit des „Basses Grundgewalt“ dazwischen brummte. Nun war es zu Ende, Nippler trocknete sich die Stirn, und die Gardine öffnete sich. Melpomene stand da.

Ein „Ah!“ ging durch die ganze Versammlung, so von Herzen, daß auch einer jagdhafteren Natur, als der Kathinka, der Muth des Sprechens hätte kommen müssen.

Ehe sie begann, fragte Ruge leise den neben ihm sitzenden Baron Pehlemann: „Was stellt sie vor?“

„Melpomene.“

„Aber hier steht ja Prolog.“

„Das ist ein und dasselbe.“

„Ah, ich verstehe.“ Küsterte Ruge mit einem Gesichtsausdruck, der über die Wahrheit seiner Versicherung die gegründetsten Zweifel erlaubte.

Kathinka trat einen Schritt vor. Sie trug ein weißes Gewand, an dem sich die Drapirungskunst Demoiselle Alcestens glänzend bewährt hatte, und stemmte ein hohes grüneingebundenes Notenbuch — auf dessen beide Deckel eine Abschrift der zu sprechenden Strophen aufgeklebt worden war — mit ihrer Linken gegen die Hüfte. Die Rechte führte den Griffel. So sah sie einer Klio ähnlicher als einer Melpomene. Ruhig, als ob die Bretter ihre Heimat wären, das Auge abwechselnd auf die Versammlung und dann wieder auf das aussehende Notenbuch gerichtet, sprach sie:

Ihr kennt mich! Einst ein Götterkind der Griechen,  
Ihr' ich vertrieben jetzt von Land zu Land,  
Und lastet nur und Noos und Ephen Frieden  
Hin über Trümmer, wo mein Tempel stand;  
Ach oft in Sehnsucht droh' ich hinaufzusehen  
Nach einem dauernd-heimatlichen Strand —  
Raststätten nur noch hat die städt'ge Wäse,  
Der liebsten eine hier, hier in Schloß Guse.

\*)

Schloßtheater zu Guse.

Donnerstag, 31. Dezember 1812.

Die Vorstellung beginnt um 9 Uhr.

1. Ouverture, unter Leitung des Cantors, Hrn. Nippler in Guse, ausgeführt von drei Violinen, einer Flöte und einem Bass.
2. Prolog.
3. Debüt des Hrn. A. B. Verschiedene Scenen aus Wilhelm Tell, Tragödie in fünf Akten von Le Mierre.
  - a. Cléofé, Tells Frau, zu ihrem Gatten:  
Warum denn ihust Du so geheimnißvoll mit mir  
und verbirgst Dich vor mir wie vor einer Fremden?
  - b. Cléofé zu Geslers Wache:  
Ich will meinen Gatten sehen, Ihr haltet mich vergeblich zurück.
  - c. Cléofé zu Gesler:  
Was, Gesler! wenn ich einen Sohn Dir vorführe ic.
  - d. Cléofé zu Walther Fürst:  
Da war es Zeit, die Schweiz zum Aufstande zu reizen,  
Du hast sie verpakt; geh, flieh, fürchte die Strafe; fürchte  
Gesler sogar, da er abwesend ist; Du wirst dem Auge  
der Tyrannie nicht entgehen, das sich an Deine Fersen  
heftet; Opfer, ehelos verrathen von der Freundschaft,  
fürchte sammt Tell und Melchthal das Leben zu verlieren ic.
4. Finale für zwei Violinen und eine Flöte von Hrn. A. componirt.

Der Unterdirektor Dr. Faulstich.

Gedruckt von Nottebohm, Buchbinder, Buchhändler und Redakteur  
in Kirch-Görzig.

Und fragt ihr nach dem Loos meiner Schwestern?

Die meisten bängen um ihr täglich Brot,  
Thalia spielt in Schenken und in Wirthern  
Und gar Terryficore, sie tanzt sich todt;  
So schritt ich einmial, als ich mir seit gestern  
In meinem Lieblich der Gefährte bot,  
Ihr kennt ihn, und herzu zu diejem feste  
Bring' ich das beste was ich hab': Alceste.

Hier unterbrach sie sich einen Augenblick, wandte mit vieler Unbefangenheit das Notenbuch um, so daß der Rückdeckel, auf dem die Schlußstrophe stand, nach oben kam, und fuhr dann fort:

Sie wünscht euch zu gefallen. Ob's gelingt,  
Entscheidet ihr; die Huld macht stark und schwach;  
Und wenn ihr Wort euch fremd im Ohre klingt,  
Dem Fremden eben gönnt ein gastlich Dach,  
Empfanget sie, als ob ihr mich empfiengt,  
Ihr Eigewige, Drosselstein und Krach,  
Mein Sendling ist sie, wollt ihm Beifall spenden,  
Ich habe keinen zweiten zu verlienden.

Die Gardine fiel. Lebhafter Beifall wurde laut, am lautesten von Seiten Ruges, der einmal über das andere versicherte, daß er nun völlig klar sehe und faulstichig bewundere, der dies wieder so fein eingedebelt habe. Der einzige, der bei dem kleinen Triumph Kathinka in Schweigen verharrte, war Lewin. Die Sicherheit, mit der sie die nur flüchtig gelernten Strophen vorgetragen hatte, hatte ihn inmitten seiner Bewunderung auch wieder bedrückt. „Sie kann alles, was sie will,“ sagte er zu sich selbst; „wird sie immer wollen, was sie soll?“

In dem Reichbeantlagen ihrer Natur, in dem Uebermuth, der ihr daraus erwuchs, empfand er in schmerzlicher Vorausahnung, was sie früher oder später von einander scheiden würde.

Die Pause war um, die Violinen intonirten leise, nur um anzudeuten, daß die nächste Nummer im Anzuge sei. Aller Blicke richteten sich auf den Bettel: „Scènes prises de Guillaume Tell. Erste Scene: Cléofé, épouse de Tell, s'adressant à son mari.“ Im selben Augenblicke öffnete sich die Gardine. Eine Hintergrundsdecoration, die Berg und See darstellte, hatte sich jetzt vor den griechischen Tempel gehoben, das Kuhhorn erklang, und dazwischen läuteten die Glocken einer Herde. So verändert war die Scene; aber veränderter war das Bild, das innerhalb derselben erschien. An die Stelle der jugendlichen Gestalt in Weiß trat eine alte Dame in Schwarz: Mademoiselle Alceste, die die Kostümfrage mit äußerster Geringschätzung behandelte und das schwarze Seidenkleid, ihr eines und alles beibehaltend, sich damit begnügt hatte, durch einen langen Hirtenstab und einen den Guseischen Gewächshäusern entnommenen Rhododendronstrauch das Schweizerisch-Nationale, durch ein Barett mit blinkender Agraffe aber den Stil der großen Tragödie herzustellen. Das „Ah!“ der Bewunderung, das Kathinka empfangen hatte, blieb ihr gegenüber aus, aber sie achtete dessen nicht, aus langer Erfahrung wissend, daß der Ausgang entscheide, und dieses Ausgangs war sie sicher.

Sie sprach nun, jedes falsche Schauffement vermeidend, erst die den Gatten um Mittheilung seines Geheimnisses beschwörenden Worte: „pourquoi done affecter avec moi ce mystère?“ dann in rascher Reihenfolge die nur kurzen Sentenzen, die sich abwechselnd an die Geslerischen Knechte, und zuletzt an Gesler selbst richteten. In jedem Worte verrieth sich die gute Schule, und bei Schluß dieser dritten Scene durfte sie sich ohne Citelkeit gestehen, daß sie „ihr Publikum in der Hand habe“.

Aber die vierte Scene: Cléofé s'adressant à Walther Fürst“ stand noch aus. Tante Amelie, die das Stück in allen seinen Einzelheiten kannte, versprach sich gerade von diesen Jornesalexandrineren einen allerhöchsten Effect und äußerte sich eben in diesem Sinne gegen Drosselstein, als die Regisseurklingel hinter dem Vorhang den Fortgang des Spieles anzeigte.

Aber wer beschreibet das Stammen aller, zumeist der Gräfin selbst, als jetzt bei dem sich Wiederöffnen der Gardine statt Cléofés ein verwandtes und doch wiederum wesentlich verändertes Bild auf sie niederblidte. Was bedeutete diese neue Gestalt? Nur einen Augenblick schwebte die Frage. Der Hirtenstab, der Rhododendronstrauch, das Barett mit der Agraffe waren abgethan, und ein kurzer Rock mit grünem Kragen, der wenigstens die obere Hälfte des schwarzen Seidenkleides verdeckte,



sich keinen Zweifel darüber, daß die trotzig auf dem Felsen stehende Jägergestalt niemand geringeres sein sollte als Wilhelm Tell selbst. Mit der Spitze seiner Armbrust wies er auf den eben getroffenen Geflir. Und in deutscher Sprache, verwunderlich, aber nicht störend accentuirt, sprach Alceste, die dieser von Faulstich geplanten Ueberraschung mit großer Bereitwilligkeit zugestimmt hatte, die Schlusssätze des Dramas, die, hier und dort über das Schweizerische hinausgehend, als ein allgemeiner Hymnus auf die Befreiung der Völker gedeutet werden konnten:

Todt der Tyrann! Er schändet uns nicht mehr  
Bedrückte Brüder, Freunde, tretet her,  
Von seinem Schlosse, das in Flammen steht,  
Der Feuerstein wie eine Fahne weht,  
Verflügend: es fiel die Tyrannie,  
Geflir ist todt, und unser Land ist frei.

Bei diesen Worten stieg Mademoiselle Alceste die Felsenstufen hinunter, und dicht an den Rand des Podiums tretend, fuhr sie mit gehobener Stimme fort:

Und denkt der Feind an einen Nachzug,  
Ihn zu vernichten sind wir stark genug;  
Er komme nur, Soldaten sind wir all,  
Es schirmt uns unrer Berge hoher Wall,  
Und dringt er doch in unrer tiefste Schlucht,  
Die keinen Ausgang kennt und keine Flucht,  
Dann über ihn mit Feis und Bloch und Stein,  
In der Verwirrung wir dann hinterdein,  
Mit Senf und Sichel und mit Schwert und Speer:  
„Ergeb Dich, Feind, Du rettst Dich nicht mehr!“  
So fällt sein Helmbusch, seines Stolzes Pier,  
Denn stärker war die Freiheit, waren wir.

Ein Beifallssturm, der alle Triumphe Kathinks verdrängen machte, brach jetzt los, und: „Mademoiselle Alceste“ klang es, erst gemurmelt, dann immer lauter. Nach Erneuerung der den Applaus steigenden Pause erschien die Gerüstene sich würdevoll verneigend, und da weder für Kränze noch Bouquets gesorgt worden war, trat Tante Amélie selbst an das Podium und reichte ihr zum Zeichen ihres Dankes auf die Bühne hinauf ihre Hand. Gleich darauf intonirte Nippler ein kurzes, von ihm selbst geleitetes Finale, unter dessen Klängen die Gäste sich erhoben, um in den Fronträumen das Souper zu nehmen.

Hier war inzwischen an kleinen Tischen gedeckt worden, an denen nun, nach dem baldigen Erscheinen derer, die die Mähen des Tages recht eigentlich bestritten hatten, wie Wahl oder Zufall es fügte, Platz genommen wurde. Auch Nippler war geladen worden. Damm, der eine Vorliebe für Ausnahmestellen hatte, nahm ihn in besondere Affektion, ihm einmal über das andere versichernd: „Das sei doch einmal eine Musfi gewesen. Besonders die Flöte.“

Der Haupttisch, auf dem sechs Couverts gelegt waren, stand in dem Spiegelzimmer. Hier saßen unmittelbar neben der Gräfin Mademoiselle Alceste und Kathinka, den Damen gegenüber aber Drosselstein, Berndt und Baron Pehlemaun, der auf dem Gebiete französischer Literatur nicht ganz ohne Ansprüche war und die Henriade in Uebersetzung, den Charles Douze sogar im Original gelesen hatte. Tubal und Lewin, als Anverwandte des Hauses, machten die Honneurs in dem blauen Salon; einige der Herren hatten sich in das Billardzimmer zurückgezogen, unter ihnen Medewitz, dessen etwas fistulirende Stimme von Zeit zu Zeit an dem Tische der Gräfin hörbar wurde.

Es war dies derselbe auf vier runden Säulen ruhende Marmortisch, an dem bei Gelegenheit des Weihnachtsdiners der Kaffee genommen und schließlich in Veranlassung der alten Streitfrage „Roi Frédéric oder Prince Henri“ eine ziemlich pikante Debatte zwischen dem alten Wigewitz und seiner Schwester, der Gräfin, geführt worden war. Auch heute sollte diesem Tisch eine geschwisterliche Fehde nicht fehlen.

Aber diese Fehde stand noch in weiter Ferne und war nur der Abschluß einer sich lang ausspannenden Konversation, die zunächst nur das „vollendete Spiel“ Mademoiselle Alcestes und erst nach Erschöpfung aller erdenklichen Verbindlichkeiten auch das Stück selbst zum Gegenstand hatte.

Die Gräfin, die mit vieler Geschicklichkeit diesen Uebergang machte, wußte dabei wohl, was sie that. Sie war die

einzigste, die die Tragödie gelesen, zugleich auch mit Hilfe einer vorgegedruckten Biographie sich über die Lebensumstände Lemierres unterrichtet hatte, so daß sie sich in der angenehmen Lage sah, den in Sachen französischer Literatur mit ihr rivalisirenden Drosselstein in die zweite Stelle herabdrücken und überhaupt nach allen Seiten hin brilliren zu können.

Es war ein anmuthiges Lebensbild, das die Gräfin, indem sie Fragen von links und rechts her hervorzuholen wußte, nach und nach vor ihren Zuhörern entrollte, unter denen selbst Berndt, weil es menschlich schöne Sätze waren, die zu ihm sprachen, ein ungeheures Interesse zeigte. Lemierre, nach Poetenart, war immer ein halbes Kind geblieben. Anspruchlos, hatte sein Leben nur drei Aufgaben angehört: der Dichtung, der Entbehrung und der Pietät. Er war schon sechszig, als er zu Ruhm kam, aber auch dieser Ruhm ließ ihn ohne Mittel und Vermögen. Es waren kleine Summen, die die Aufführungen seiner Stücke ihm eintrugen; empfing er sie, so machte er sich auf den Weg nach Villiers de Val, wo seine beinahe achtzigjährige Mutter lebte. Er theilte mit ihr, plauderte ihr seine Hoffnungen vor und lehrte dann, wie er den Hinweg zu Fuß gemacht hatte, so auch zu Fuß in die Hauptstadt und an seine Arbeit zurück.

Wie so viele Tragödienschreiber war er heiteren Gemüthes und seine Scherze, seine Anekdoten, seine Gelegenheitsverse belebten die Gesellschaft. So arm er war, so gültig war er; selbst neidlos, weckte er keinen Neid. Ein Nervenleiden, das ihn schon monatelang vor seinem Tode befallen hatte, schloß ihm die Sinne. So starb er im Juli 1793, inmitten der Tage der Schreckensherrschaft, die er noch erlebt, aber nicht mehr mit Augen gesehen hatte.

So etwa waren im Zusammenhange die Notizen, die die Gräfin vereinzelt gab. Sie wiegte sich in dem Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit und wurde deshalb wenig angenehm überrascht, als Drosselstein, den Namen Lemierres einige Male wiederholend, wie wenn er sich auf etwas Halbvergeffenes besinne, mit einem leisen Anfluge von Sarkasmus sagte: „Ja, es kann nur Lemierre gewesen sein, gnädigste Gräfin entsinnen sich gewiß des Bonmots, das bei Gelegenheit der zweiten Aufführung des Guillaume Tell gemacht wurde? Ich fand es in den „Anecdotes dramatiques“.“

Die Wiene, mit der Tante Amélie die Frage begleitete, ließ keinen Zweifel über die Antwort, so daß Drosselstein, um ihr die Verlegenheit eines „Nein“ zu ersparen, ohne jede Pause fortfuhr: „Schon bei dieser zweiten Aufführung, trotzdem das Stück enthusiastisch aufgenommen worden war, war das Theater leer und nur etwa hundert Schweizer hatten sich aus Patriotismus eingefunden. Einer von den anwesenden Franzosen bemerkte diese seltsame Zusammensetzung des Publikums und flüsterte seinem Nachbar zu: „sonst heißt es: kein Geld, keine Schweizer; hier würd' es heißen müssen: keine Schweizer, kein Geld.“

Die Gräfin war selbst witzig genug, um unter dem Einfluß einer gut pointirten Wendung ihrer Vertummung Herr zu werden, und bald wieder auf dem Vorklang Lemierrescher Tragödiertitel, auf „Iphigénie“ und „Artaxerxes“ sich wiegend, steigerte sie sich in ihrem Enthusiasmus bis zu der Behauptung, daß sich die Ueberlegenheit des französischen Geistes in nichts so sehr ausdrücke als in der Thatsache, daß selbst Erscheinungen zweiten Ranges dem überlegen seien, was innerhalb der deutschen Literatur als ersten Ranges angesehen würde.

Berndt, der ahnen mochte, auf was die Gräfin hinaus wollte, horchte auf und bemerkte ruhig: „könntest Du Beispiele geben?“

„Gewiß; und ich nehme das, das uns am bequemsten liegt, eben diesen Guillaume Tell, dem wir mit Hilfe unseres verehrten Gastes,“ und hierbei machte sie eine verbindliche Handbewegung gegen Mademoiselle Alceste, „eine so schöne Stunde verdanken. Lemierre n'est qu'un auteur de second rang. Aber wie überlegen ist sein Guillaume Tell dem Wilhelm Tell des Herrn Schiller, ein Stück, in dem mehr Personen auftreten, als die vier Waldstätte Einwohner haben. Und dazu ein beständiger Scenenwechsel; ein Lied wird gesungen, und ein



Mor'dregentbogen spannt sich aus; alles opernhast. Zuletzt erscheint Geßler zu Pferde . . .

„ . . . Und der Souffleur geräth in Gefahr, wie May Piccolomini unterm Hufschlag der Pferde zu Grunde zu gehen. Nicht wahr, Schwester?“

„Ich acceptire Deine Worte und überhöre den Spott, der sich nach Deiner Art mehr gegen mich als gegen den Dichter richtet. Er kann übrigens meiner Zustimmung entbehren; der Weimaraner Herzog hat ihn nobilitirt.“

„Das hat er. Hast Du denn aber je den Schiller'schen Tell mit Aufmerksamkeit gelesen?“

„Ich hab' es wenigstens versucht.“

„Da bist Du mir in unserem Streit um einen Pas voraus, denn ich darf mich meinerseits nicht rühmen, auch nur einen Versuch zur Lektüre Lemierre's gemacht zu haben. Aber eines weiß ich, er kam und ging. Sie mögen ihm, was ich nicht weiß, einen Sitz in der Akademie geben, ihm Kränze geflochten, ihm in irgend einem Ehrensaal ein Bild oder eine Büste errichtet haben, es bleibt doch bestehen, was ich sagte: er kam und ging. Er hat keine Spur hinterlassen.“

„Und doch folgten wir vor einer Stunde erst eben diesen Spuren und waren hingerissen durch die Schönheit seiner Worte.“

„Seiner Worte, ja; aber nicht durch mehr. Er mag das Herz seiner Nation berührt haben, aber er hat es nicht getroffen. Nach solchen Balsam- und Trostesworten: „Wenn der Gedrückte nirgends Recht finden kann, greift er getroffenen Muthes in den Himmel und holt herunter seine ewigen Rechte,“ wirst Du den Tell Deines Lemierre, dessen bin ich sicher, vergeblich durchsuchen. Ich wüßte sonst davon. Dieser „Herr Schiller“, wie Du ihn nennst, ist eben kein Tabulaturdichter, er ist der Dichter seines Volkes, doppelt jetzt, wo dies arme niedergetretene Volk nach Erlösung ringt. Aber verzeih, Schwester, Du weißt nichts von Volk und Vaterland, Du kennst nur Hof und Gesellschaft, und Dein Herz, wenn Du Dich recht befragst, ist bei dem Feinde.“

„Nicht bei dem Feinde, aber bei dem, was er vor uns voraus hat.“

„Und das ist in Deinen Augen nicht mehr und nicht weniger als alles. Ich sehe seine Vorzüge, wie Du sie siehst, aber das ist der Unterschied zwischen Dir und mir, daß Du von keiner Ausnahme wissen willst und der im ganzen zugefügten Ueberlegenheit auch in jedem Einzelfalle zu begegnen glaubst. Erwinnere Dich, es gibt Frucht bäume, die nur spärlich tragen; vielleicht ist Deutschland ein solcher. Und wenn denn durchaus geisholten werden soll, so schilt den Baum, aber nicht die einzelne Frucht. Diese pflügt um so schöner zu sein, je seltener sie ist. Und eine solche seltene Frucht ist unser Tell.“

Während dieses Streites hatte sich aus dem Salon und dem Billardzimmer her ein rasch wachsender Kreis von Zuhörern um Bihewitz gebildet, welcher, erst als er schwieg, das Feinliche der Situation empfand; nicht seiner ihn stets herausfordernden Schwester, wohl aber Mademoiselle Alceste gegenüber. Er trat deshalb auf diese zu, küßte ihr die Hand und sagte: „Pardon, Madame, wenn ich durch eines meiner Worte Sie verletzt haben sollte. Ich fühle, was wir einem fremden Gaste, aber zugleich auch, was wir unserem Vaterlande schuldig sind. Sie sind Französin; ich frage Sie, was Sie an irgend einer Stelle Frankreichs bei Unterordnung Ihres Corneille unter einen fremden Poeten zweiten Ranges empfunden haben würden! Ich täusche mich nicht in Ihnen, Sie hätten gesprochen nach Ihrem Herzen, nicht nach der Forderung gesellschaftlicher Convention. Madame, ich rechne auf Ihre Verzeihung.“

Mademoiselle Alceste erhob sich mit einer Würde, als ob ihr mindestens eine Corneillescene zu spielen auferlegt worden sei und sagte: „Monsieur le baron, vous avez raison, et je suis heureuse de faire la connaissance d'un vrai gentilhomme. J'aime beaucoup la France, mais j'aime plus les hommes de coeur partout où je les trouve.“ (Herr Baron, Sie haben recht, und ich freue mich, die Bekanntschaft eines echten Edelmanns zu machen. Ich liebe Frankreich sehr, aber ich liebe

noch mehr brave Männer, wo ich sie auch finde.) Dann, sich respektvoll vor der Gräfin verneigend, fuhr sie gegen diese gewandt fort: „Mille pardons, Madame la Comtesse, mais, sans doute, vous vous rappelez la maxime favorite de notre cher prince: la vérité c'est la meilleure politique.“ (Bitte tausend Mal um Verzeihung, Frau Gräfin, aber Sie erinnern sich ohne Zweifel der Lieblingsmaxime unseres theuren Prinzen: Wahrheit ist die beste Politik.)

Die Gräfin reichte der alten Französin die Hand und lächelte gezwungen. Den Blick des Bruders vermied sie. Sie konnte Scenen wie diese vergessen, aber nicht sogleich. Der Augenblick behauptete sein Recht über sie.

Es war elf Uhr vorüber. Das Gespräch, das schon zu lange literarisch geführt worden war, wandte sich jetzt den alleräußerlichsten Erörterungen zu und drehte sich um die Frage: wann der Wagen oder Schlitten vorkahren, wer aufbrechen oder bleiben solle? Gegen Tubals und Kathinlas Abreise wurde seitens der Gräfin ein entschiedenes Veto eingelegt, dem sich die Geschwister unschwer fügten. Sie willigten ein zu bleiben, mit ihnen Dr. Faulstich und Mademoiselle Alceste. Kathinka verließ gleich darauf das Zimmer, angeblich um ihren Koffer und Stutschlüssel an die Jose der Gräfin, Eva, eine Schwester Malinens, zu geben, in Wahrheit um mit dieser zu plaudern. Denn sie war auch darin ganz Dame von Welt, daß ihr Kammermädchengeschwäg sehr viel und Professorenuntersuchung sehr wenig bedeutete.

In immer flüchtiger werdenden Fragen und Antworten setzte sich die Konversation fort, in die selbst einige Barmherzige Draßika kein richtiges Leben mehr bringen konnten. Endlich schlug es zwölf; Berndt öffnete eines der Flügelthüren, um das alte Jahr hinaus, das neue herein zu lassen und rief, während die frische Luft einströmte, dem Fenster zugewandt: „Ich grüße dich, neues Jahr; oft habe ich dich kommen sehen, aber nie wie zu dieser Stunde. Es überrieselt mich süß und schmerzlich, und ich weiß nicht, ob es Hoffen ist oder Bangen. Wir haben nicht Wünsche, wir haben nur einen Wunsch: seien wir frei, wenn du wieder scheidest!“

Die Gläser klangen zusammen, auch das Mademoiselle Alcestes. Sie theilte ihre patriotischen Empfindungen zwischen Ancien Régime und Republik; gegen den Kaiser, der ihr ein Fremder, ein Korse war, unterhielt sie einen ehrlichen Haß. So war denn nichts in ihrem Herzen, das dem unglücklichen Lande, in dem sie so viele glückliche Jahre gelebt hatte, die Rückkehr zu Freiheit und Machtstellung hätte mißgönnen können.

Die Aufregung, die der kurze Toast geweckt hatte, dauerte noch fort, als Kathinka wieder in den Saal trat.

„Wir haben Blei gegossen,“ sagte sie lachend und legte einen blanken Klumpen, auf dem eine Moosguirlande sichtbar war, vor die Tante nieder. „Eva meint, daß es ein Brautkranz sei.“

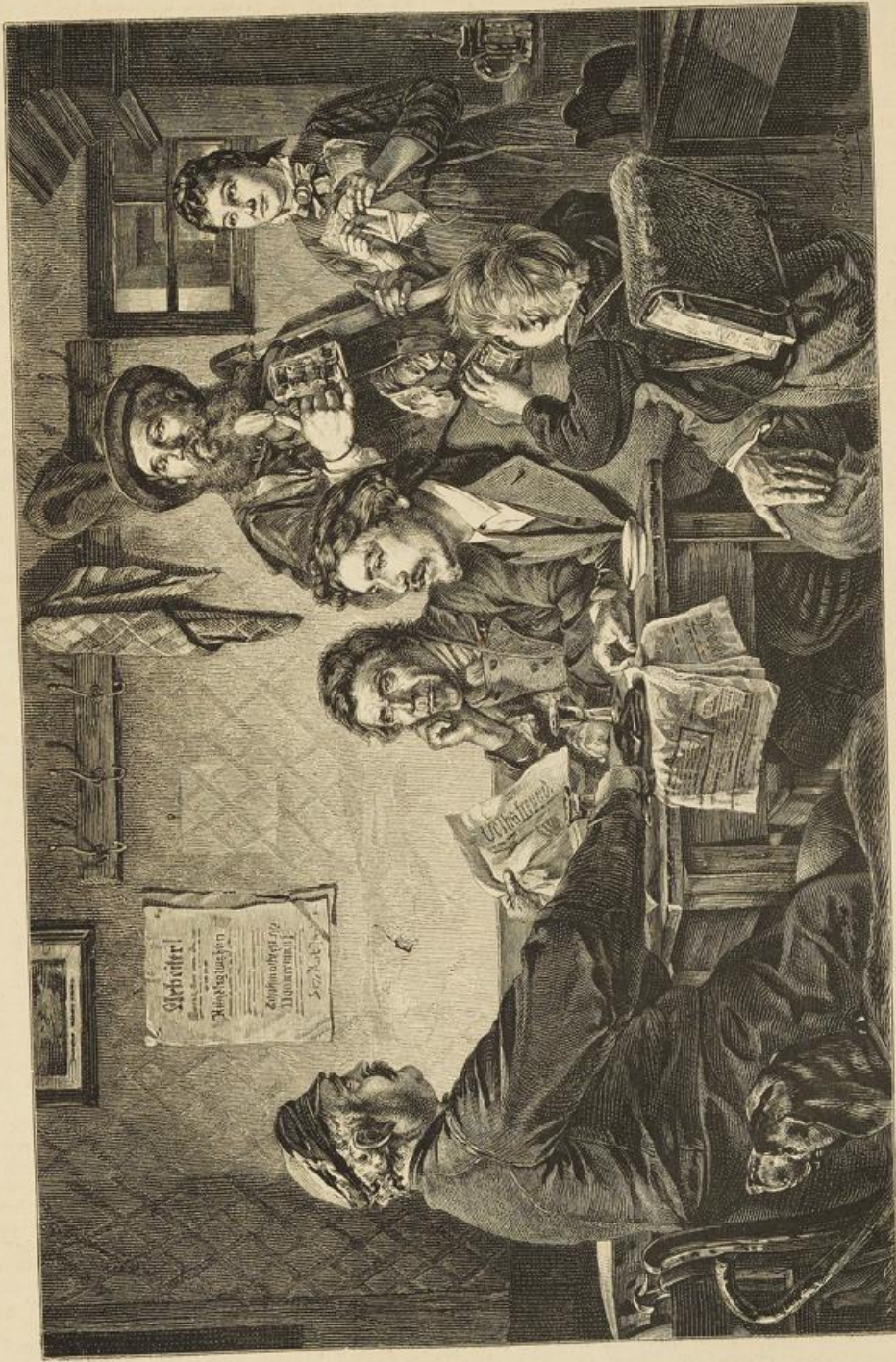
Alle waren einig, daß Eva richtig gesehen und sehr wahrscheinlich noch richtiger prophezeit habe. So ging das gegossene Blei von Hand zu Hand. Es kam zuletzt auch an Lewin, auf den es bei seiner Befangenheit in abergläubischen Anschauungen einen Eindruck machte, daß der Kranz nicht geschlossen war.

Die Diener traten ein, um zu melden, daß die Wagen und Schlitten warteten. Berndt empfahl sich zuerst; dann folgten die anderen Gäste, meist paarweise oder mehr. Mit Droßelstein war der Lebussische Landrath; sie hatten denselben Weg.

Nur Lewin fuhr allein. Aus den ersten Dörfern scholl ihm noch Musik entgegen; dazwischen Schüsse, die das neue Jahr begrüßten. Dann wurde es still und nur das Wellen eines Hundes klang von Zeit zu Zeit aus der Ferne her. Sein Schlitten, schaufelte, wo die Fahrstraße schlecht war, nach rechts und links hin den Schnee zusammen; er selber aber hing träumerisch den Bildern dieses Tages nach.

Auf dem Postersitze saß wieder Kathinka; „nun ist es Zeit, Lewin, an unsere Lektion zu denken,“ und er beugte sich vor, daß ihre Wangen einander berührten und begann ihr die Verse vorzusprechen. Dann sah er sie auf der Bühne stehen, ruhig, ihres Erfolges sicher, und es war ihm, als vernähme er





Am Banne des Agitators. Originalzeichnung von Henkeier.

mann,  
diese  
sans  
ance:  
Mal  
ohne  
Bahr-  
und  
Sie  
Der  
n zu  
den  
rage:  
oder  
wurde  
sich  
iben,  
ver-  
offer-  
vester  
bern.  
Ram-  
sehr  
orten  
neische  
idlich  
, um  
rief,  
andt:  
ehen,  
und  
ngen.  
seien  
e M-  
ischen  
r ein  
Hoh.  
ischen  
, die  
nnen.  
uertete  
legte  
chtbar  
braut-  
avahr-  
s ge-  
h an  
ischen  
st ge-  
Bagen  
dann  
Mit  
a Weg.  
scholl  
neue  
Wellen  
e her.  
, nach  
r hing  
ist es  
te sich  
hr die  
stehen,  
jme er



den Wohlklang ihrer Stimme. „Wie schön sie war!“ Ein leidenschaftliches Verlangen ergriff ihn, ihr zu Füßen zu stürzen und ihr seine Liebe, die sie verspottete, weil er nicht den Muth eines Gefändnisses hatte, unter tausend Schwüren und Küssen zu bekennen; aber er schüttelte den Kopf, denn er fühlte wohl, daß es unsonst sei und daß er sie nie besitzen werde.

Die Sterne stimmerten immer heller; er sah hinauf, und

in seiner Seele klangen plötzlich wieder die Worte jener Wohlbedorfer Grabsteinschrift nach: „Und taum auf Sternen geh.“

Da fiel alles Verlangen von ihm ab. Er sah noch das Bild Kathinkas, aber es verdämmerte mehr und mehr, und der Friede des Gemüthes kam über ihn, als er jetzt einsam über die breite Schneefläche des Bruches hinslog.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der Zeit des Wartburgfestes.

Nachdruck verboten.  
1891, v. 11. VI. 70.

Persönliche Erinnerungen von D. Emil Wilhelm Krummacker.

Höher und höher hob sich die Brust schon in der Obersekunda, vornämlich aber in der Prima des Gymnasiums bei der Aussicht in das Land der goldenen akademischen Freiheit. Die herrlichsten Ideale des jugendlichen Herzens harrten ihrer nun baldigen Verwirklichung. Und als nun endlich das Abiturientenexamen glücklich bestanden war und der Schule Lebewohl gesagt werden konnte, da wogte und wallte das junge Herz in begeisterter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Aufgeschwallt wurde der Ranzgen, der deutsche Rod angelegt, die Mütze mit dem Schwarz-Roth-Gold aufgesetzt, der „Ziegenhainer“, keulenartig, oben dünn, unten dick, in die Faust genommen, und so ging es, natürlich per pedes apostolorum, von Bernburg über Halle und Naumburg durch die dann sich aufstrebenden romantischen Saalgebenden dem Saal-Atthen, der Universität Jena entgegen, wo mir in der Ventrastraße in einem großen Gebäude, welches den Namen der „alten Regierung“ führte, zwei Treppen hoch ein freundliches Zimmer nebst Schlafkammerlein gemiethet war — eine Wohnung, für welche ich (tempora mutantur) jährlich 14 Thaler zu zahlen hatte. Später zog ich eine Treppe herunter in größere Zimmer, und da zahlte ich fürs Jahr 24 Thaler.

Jena war damals von wenigstens 800 Studenten besucht, eine Frequenz, die ihre Ursache darin hatte, daß von der in Halle bestehenden Verbindung „Teutonia“ diese Universität förmlich in Verzug gethan war. Es hatte sich nämlich neben der „Teutonia“ damals eine andere Verbindung gebildet, an deren Spitze der bekannte Zimmermann stand, welche, den Statuten der „Teutonia“ entgegen, das Duell verwarf. Diese Verbindung war den „Teutonen“ so verhaßt, daß sie dieselbe mit dem Namen „Sulphurica“, also Schwefelbände brandmarkte. Als nun endlich dieser Haß in Thätlichkeiten überging und sogar beim Herausstreten aus dem Auditorium des Professor Knapp bei einem der „Sulphuristen“ die Hegepeitsche in kräftige Handhabung gebracht wurde, da schritt der Senat ein und relegirte die sämtlichen Chargirten der „Teutonia“, welche sich nun dadurch rächte, daß sie die Universität Halle in Verzug erklärte und dekretirte, jeder brave deutsche Bursche müsse Ehren halber Halle verlassen. Die Folge war, daß bei weitem der größte Theil der Studirenden von Halle nach Jena übersiedelte. Daher die große Frequenz.

Jena war damals der Hauptsitz der „Allgemeinen deutschen Burschenschaft“, welche ca. 500 Mitglieder zählte. An der Spitze derselben standen 9 Vorsteher, welche fast sämtlich in den Freiheitskriegen mitgekämpft hatten und mit dem eisernen Kreuz geschmückt waren. Unter ihnen befand sich unter anderen der nachmalige Präsident der Frankfurter Nationalversammlung Heinrich v. Gagern. Der weitere Vorstand der Burschenschaft bestand aus 21 Ausschufsmännern, zu denen auch der Schreiber dieser Mittheilungen gehörte.

Die Versammlungen der Burschenschaft in dem großen Rosenjaale waren in der That erhehend. Eröffnet wurden sie jedesmal mit dem herrlichen Liede von Ernst Moriz Arndt: „Sind wir vereint zur guten Stunde“, und wenn dann die 500 jugendlich kraftvollen Stimmen daherbrausten, so gab das einen mächtigen Klang. Es wurden aber auch begeisterte Reden gehalten, sich anlehnend an das Motto der Burschenschaft: „Ehre, Freiheit, Vaterland“, über welches sogar der Professor der Philosophie Fries in einem Semester ein Publikum las, das scharenweise mit der freudigsten Zustimmung und Dankbarkeit besucht ward. Das deutsche Vaterland war es vor allem, welches

die Begeisterung in Blut erhielt. Jedes Fremdwort war Gegenstand des Abscheues und mußte in oft wunderlicher Weise mit einem deutschen verdrängt werden. Daneben aber wurde auf sittliche Ehrenhaftigkeit streng gehalten. Als sich einst ein schlechtes Haus in der Stadt aufsthan wollte, wurde es theilweise demolirt, und die Insassen weiblichen Geschlechts mußten das Weite suchen. Natürlich führte dieser Exzeß schwere Karzerstrafen herbei.

Unverkennbar hatte die Burschenschaft einen idealen Schwung, der sich auch bei vielen in wissenschaftlichem Streben kund gab. Das heißersehnte Ziel war und blieb die Einigung des deutschen Vaterlands mit einem konstitutionellen deutschen Kaiser an der Spitze. Möchten auch einzelne Heißsporne unter den Burschen (es waren deren in der That nur wenige) Mittel und Wege zur Realisirung dieser Einigung des Vaterlands im Auge haben, welche nicht tadelfrei waren: im ganzen und großen war die Begeisterung eine durchaus harmlos unschuldige, echt jugendliche, weshalb die später eintretende Vermuthung gefährlicher Umsturz Tendenzen sich als grundlos erweisen mußte.

In den Anfang meiner akademischen Zeit fiel das am 18. und 19. Oktober 1817 gefeierte Wartburgfest. Mit meinem seligen Bruder Friedrich Wilhelm und dem nachher so vielgenannten Carl Sand aus Wunsiedel trat ich die Fußreise über Weimar, Erfurt, Gotha nach Eisenach an. Wir hatten die verhäßte Fahne der allgemeinen deutschen Burschenschaft bei uns, die wir abwechselnd trugen. Sand war unser lieber Freund — eine treue Seele, voll flammender Begeisterung für das deutsche Vaterland und dessen Aufblühen in Einigung, Kraft und tüchtiger Bildung des Geistes und Charakters. Das bewegte sein Herz, davon floß sein Mund über. Er studirte bekanntlich Theologie; seine Richtung war keineswegs eine schwärmerisch orthodoxe, die man vielfach vermutete, sondern eine fast vulgär-rationalistische, was zwischen uns vielfachen Stoff zu Disputationen lieferte. Aber trotz dieser seiner skeptisch-rationalisirenden Natur war er ein gottesfürchtiger Mensch, allem Unfittlichen und Gemeinen in tiefster Seele abhold. Alle, die ihn kannten und ihm näher standen, wurden inne, daß er eine lebenswürdige Erscheinung sei, und nur mit tiefer Wehmuth konnte man seine spätere schwere Verirrung beklagen. Wie eifrig sein Bestreben war, dem Volke die Sehnsucht nach des Vaterlandes Einigung und Herrlichkeit zu entflammen, zeigte sich auf unserer gemeinsamen Reise nach Eisenach auch darin, daß er allenthalben, so viel es die Zeit erlaubte, geeignete Flugblätter in den Häusern der Dörfer, durch welche unsere Wandererschaft führte, verbreitete, welche seine vaterländischen Ideen und Ideale dem Volke einzuprägen bestimmt waren. Wie hat ein Bräutigam seine Braut inniger, zärtlicher geliebt als Sand sein deutsches Vaterland, dessen Gedeihen, dessen Einigung und Hebung das A und O seiner Gedanken und Bestrebungen war. In den Tod verhaßt war ihm alles undeutsche Wesen. Und nun gar die Gegner der deutschen Einigung, welche wohl gar von „Germanomanie“ reden konnten, die Verräther Deutschlands an Rußland, wofür man allgemein damals den Herrn v. Rogebue hielt, sie galten ihm als entsetzliche Unholde, als giftige Pestbeulen am Organismus des deutschen Volkes.

Vorausgreifend hier eine kleine Mittheilung, welche freilich in etwas spätere Zeit gehört: Mit Sand gemeinschaftlich hörte ich bei dem Professor Dr. Köthe die theologische Ethik. Sand saß im Kolleg neben mir und fragte mich eines Tages, ehe der Professor im Auditorium erschien: „Sage mir, wach ein Unter-



schied dazwischen besteht, wenn ich ein giftiges mich stehendes Insekt tödte oder einen Menschen, der sein viel schlimmeres Gift in Volk und Vaterland verbreitet?" Als ich ihm erklärte, der Unterschied sei ein himmelweiter; denn absolut sei kein Mensch ein giftgeschwollenes, rettungslos verlorenes Ungeziefer, sondern ein unsterbliches, für die Ewigkeit geschaffenes Wesen, das nimmer von einem Menschen hingemordet werden dürfe, wollte Sand diese Bemerkung nicht gelten lassen, vielmehr berief er sich darauf, daß die Schädlichkeit eines solchen Subjekts doch weit dringender zur Vertilgung auffordere als die eines nach seinem Instinkt handelnden, unzurechnungsfähigen Insektes. Weiter fortgesponnen konnte dieser Dialog nicht werden, denn der Professor betrat das Katheder.

In der folgenden Vorlesungsstunde fehlte Sand, und niemand wußte weshalb. Er war, nachdem er einem Freunde auf den Tisch geschrieben hatte: „Aber noch gift es ein gräßliches Wesen, Leben und Blut in die Schanze zu schlagen,“ auf der verhängnisvollen und folgeschweren Reise nach Mannheim, wo die Ermordung Rogebines geschah. Sobald die Nachricht dieses entsetzlichen Ereignisses nach Jena kam, versammelte sich die ganze Studentenschar auf dem Markte, ihrem gewöhnlichen Sammelplatz, und man ahnete nicht wenige, welche schlimme Folgen auch für die akademische Freiheit diese unselige That herbeiführen werde. In der That glaubten auch die Staatsbehörden, daß mörderische Pläne von der deutschen Burschenschaft geschmiedet würden, weshalb alsdann bald nachher die Demagogenverfolgungen ihren Anfang nahmen, unter welchen so viele zu leiden hatten, die nicht von ferne daran dachten, gefährliche Umsturz- oder gar Nordendensgen zu hegen. Weiteren Anlaß zu diesen Verfolgungen gab später eine Zusammenkunft vieler Abgeordneten von mehreren Universitäten in Jena, in welcher jugendliche Pläne in Betreff der herbeizuführenden Einigung des Vaterlandes in Berathung gezogen wurden. Die Theilnehmer an diesem Kongress wurden ermittelt und mußten für dieses Unternehmen in die Berliner Hausvogtei und in die Festungen wandern, ein Schicksal, dem mein Bruder und ich nur dadurch entgingen, weil wir damals Anhaltiner waren.

Doch nun nach dieser Abschweifung zurück zur Wartburgfeier.

Am dem Thore Eisenachs mit der Fahne der Jenerer deutschen Burschenschaft angelangt, sandten wir den versammelten Festordnern einen Boten, der unsere Ankunft meldete. Da kamen denn die uns herzlich begrüßenden Scharen heran; die prächtige Fahne wurde von ihrer Umhüllung befreit, entrollt und mit dem vielhundertstimmigen Gesange des Arndtschen Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland“ zogen wir durch die Straßen der Stadt bis zum Markte, wo im Gasthof zum Rautenkranz das Festkomitee versammelt war, dort empfingen die neuankommenden Burschen ihr Quartierbillet, denn die Gasthöfe Eisenachs waren natürlich nicht im Stande, die Masse der Gäste aufzunehmen. Aber die Bürger der Stadt nahmen die frischen frühlichen Burschen ganz fröhlich unter ihr Dach und thaten ihr Bestes, sie zu verpflegen, wobei freilich die Nachherberge die Hauptsache war.

Der Hauptfesttag war der 18. Oktober, an welchem sich morgens, unsere Fahne voran, die Leiter des Festes an der Spitze in burschenschaftlichem Wir, der prächtige Zug zur Wartburg bewegte, nachdem zuvor auf dem Markte vor der Burschenschaft und einer unabsehbaren Volksmasse eine begeisterungsvolle Rede über die patriotische und religiöse Bedeutung der Feier gehalten worden war. Denn daß auch der Segnungen der vor gerade 300 Jahren ins Leben getretenen Reformation mit der wärmsten Dankbarkeit und Freudigkeit gedacht wurde neben der siegreichen Völkerschlacht bei Leipzig, in welcher gar manche der Burschen mitgekämpft hatten, das fand während der ganzen Dauer des Festes seinen lebhaften kräftigen Ausdruck.

Als Theilnehmer an der Feier waren auch die Jenerer Professoren Fries, Oken und Linden erschienen, welche sich ganz wie die jugendlichen Burschen unter ihnen bewegten und

durch treffliche Reden die Feier wärzten und belebten. Aber die feiernden Burschen zeigten auch, daß ihr Mund überflüssig von dem, dessen ihr Herz voll war. Es würde ja schwierig sein und zu weit führen, wollten wir den Inhalt dieser Reden auch nur skizzenhaft mittheilen; nur so viel sei bemerkt, daß gemäß dem Arndtschen Liede: „Sind wir vereint zur guten Stunde“ sowohl ein Blick auf die Segnungen der Reformation als auch der Befreiung des Vaterlandes vom Joch der Fremdherrschaft das gnädige vorsehungsvolle Walten des großen Gottes lebendig anerkannt und gepriesen und daran die Mahnung geknüpft wurde, im Leben und Streben sich als echte Christen und treue Vaterlandsöhne zu beweisen, sowie für des Vaterlandes Einigung alle Kräfte einzusetzen.

Fröhlich ging es bei dem Festmahle zu, welches in den Wartburgsälen stattfand. Daß es da an trefflichen Trinksprüchen nicht fehlte und insbesondere auch dankbar des Großherzogs von Weimar, Karl August, gedacht wurde, der so huldreich der feiernden Burschenschaft die Wartburg als Festlokal eingeräumt hatte, das läßt sich bei der gehobenen Stimmung der fröhlichen Jugendlichar ermesen.

Am Abend des 18. Oktober fand alsdann das bekannte Auto-da-fé statt, welches späterhin so sehr mit angstvoll verdächtigen Augen als ein politisch gefährvolles Ereigniß angesehen wurde. Es wurden da in einiger Entfernung von der Burg in ein flackerndes Feuer verschiedene Bücher antideutscher Verfasser, ferner ein Korporalstock, ein Kopf und in offizio die vermeintlichen Verräther des Vaterlandes verbrannt und bei jedem namhaft gemachten, den Flammen übergebenen Gegenstande von der den flammenden Holzstoß umgebenden Schar ein kräftiges Pöreeat gerufen. Dieser Akt war eine thatsächliche Reminiscenz an die Verbrennung der päpstlichen Bannbulle, welche durch Luther in Gegenwart der Wittenberger Studenten vor dem dortigen Esstertore geschah. Politischen oder gar gefährlich-demagogischen Charakters war dieser Akt nicht von fern; es war ein lustiger Schwanke oder Scherz, bei dem niemand etwas Arges dachte. Höchstens wollte man die unpatriotische Gesinnung gewisser begeisterungsloser Schriftsteller und gewisse schon vor dem Richterstuhle der geübten Vernunft geächteter und anachronistischer Sitten, Moden und Einrichtungen dem berechtigten Spott preisgeben und diesen Dingen den Stempel der Schmach aufdrücken. Daß man später dieses späßhafte Unternehmen zu einem demagogischen Verbrechen aufbaute, daß man den Theilnehmern daran vorwarf, sie hätten auch gegen die gekrönten Häupter sich ein Attentat zu Schulden kommen lassen, ist, wie Schreiber dieses mit voller Wahrheit bezeugen kann, geradezu aus der Luft gegriffen.

Am 19. Oktober fand in der Hauptkirche Eisenachs ein feierlicher Gottesdienst statt, bei welchem der erste Geistliche der Stadt, Superintendent Rebe eine ebenso christliche als patriotisch begeisterte Predigt hielt. Es wurde bei diesem Gottesdienst auch das heilige Abendmahl gefeiert, an welchem mit dem Schreiber dieser Mittheilungen viele Studirende theilnahmen, die ja beinahe von allen deutschen und mehreren schweizerischen Universitäten der Wartburgfeier zugeströmt waren. War man zur Wartburg mit großen Erwartungen hingezogen, so nahm man mit der vollsten Befriedigung von dieser herrlichen Feier Abschied. Es trug zwar die Feier keinen spezifisch christlichen Charakter im vollen Sinne des Wortes, aber einen gottesfürchtigen Charakter trug sie und einen patriotischen Schwung athmete sie, der in der freudigen Anerkennung des vorsehungs-vollen Waltens des lebendigen Gottes in den beiden so welt-historisch bedeutsamen Thatsachen, welche der Festfeier zu Grunde lagen, wiederholt zum dankenden Ausdruck gelangte.

Nicht lange nach diesen festlichen Tagen erbat sich die Jenerer Burschenschaft von dem Großherzog von Weimar, Karl August, der ja zuerst in seinem Lande die konstitutionelle Verfassung einführte, die Erlaubniß, ihm als Bezeugung der Dankbarkeit für die Einräumung der Wartburg als Festlokal, einen Fackelzug bringen zu dürfen. Sie wurde huldreich gewährt. Und so zogen wir denn zu vielen Hunderten, mit Fackeln versehen, hin nach Weimar, wo wir, als der Abend sein Dunkel brachte, mit den hellleuchtenden Fackeln im festlichen Schmut student-



mäßig ausgestattet, in den Schloßhof und nahmen in geordneten Reihen vor dem Balkon des Schloßes Platz. Auf demselben befanden sich außer der großherzoglichen Familie das gesammte Ministerium und viele andere höhere Beamte, und unter ihnen auch der Dichterkönig Goethe. Nachdem alsdann von Seiten des Vorstandspräses eine patriotische Dankesrede gehalten, ein kräftiges Hoch dem Großherzog dargebracht und ein brausender Gesang eines zu diesem Feste verfaßten Liedes angestimmt war, öffneten sich die Pforten des Souterrains, aus welchen von den Lakaien eine Reihe von Tischen und Stühlen herbeigebracht wurden, die mit Erfrischungen mancherlei Art und mit vielen Flaschen edlen Weines besetzt waren. Es war dem Festkommittee von Seiten eines großherzoglichen Beamten im Auftrage der königlichen Hoheit der Wunsch ausgesprochen, daß ein förmlicher Studentenkommerz gehalten werden möchte. Dies geschah, Ad loca! hieß es. Und nun ertönte das feierliche: „Alles schweige, jeder neige ernstes Tönen nun sein Ohr“ und wie es weiter lautet. Nach einer Pause ließ der Großherzog erfragen, wir möchten nun auch patriotische Lieder anstimmen. Da ertönten denn mit voller Kraft die Lieder von Arndt, Körner und Schenkendorf. Und wer war es, der nun aus dem Schloß vom Balkon zu uns herniederkam und sich der fröhlichen Burschen erfreute? Außer dem Großherzog — Goethe und die sämtlichen hohen Beamten, welche den ersten umgaben. Der große Dichter war sichtlich erfreut über die fröhliche Genossenschaft, was er auch mit großer Freundlichkeit ausdrückte.

Gegen Mitternacht verließen wir den schön erleuchteten Schloßhof. Aber nun entstand die schwierige Frage: wo unterkommen, da die Gasthöfe überfüllt waren? Mit zwei näheren Freunden wanderte ich durch die Straßen Weimars. Man hatte uns gesagt, daß die Bürger der Stadt gern bereit wären, den Studenten ein Nachtquartier einzuräumen. In einem Gassen der Beletage einen Herrn erblickend, waren wir im Begriff zu fragen, ob wir vielleicht auf Bett, Sopha oder Stuhl ein Ruheplätzchen finden könnten, als plötzlich ein feingekleideter Herr, mit Degen und Ordenssternen an uns herantrat und uns fragte, ob wir vielleicht um ein Nachtlager in Verlegenheit wären, und als wir nun diese Frage bejahten, erwiderte er, daß es ihm eine große Freude sein werde, uns unter sein Dach aufzunehmen. Und wer war der freundliche Herr? Niemand anders als der Geheime Legationsrath Falk, dieser theure Mann, welcher zuerst verwahrlosten Kindern und Waisen eine Rettungs- und Erziehungsanstalt gründete und ihnen die treueste Pflege angedeihen ließ. In seiner geräumigen Wohnung angelangt, tranken wir mit ihm nach der stätlichen Bewirthung im Schloßhofe Thee, und nun entspann sich eine lebhaftere Unterhaltung, bei der unser lieber Gastgeber uns viel Interessantes aus seinem Leben, aber auch vieles über seinen Verkehr mit Goethe mittheilte. Endlich gegen zwei Uhr nachts begaben wir uns, ermüdet von aller Freude, die uns in so reichem Maße zugeströmt war, zur Ruhe, um dann andern Morgens in unsere Mufenstadt zurückzukehren. Es sind nicht viele mehr hienieden, welche diese schönen Tage in Weimar miterlebten; aber die noch Lebenden werden mit großer Freude an dieselben zurückdenken.

Noch möchte ich eines Ereignisses Erwähnung thun, welches ich in Jena erlebte. Um die Fastnachtszeit wurde beschlossen, gewisse patriotisch und literarisch mißliebige Personen auf dem Markte Jenas durch einzelne verkleidete Studenten darzustellen, die dann von einigen, den Satan und seine Helfershelfer Repräsentirende, einem Scheiterhaufen zugeschleppt wurden, frei-

lich ohne geopfert zu werden. Unter vielen anderen wurde auch Kogebue dargestellt in Gestalt des Vogels Ibis, der bekanntlich mit seinem langen Schnabel ein unappetitliches Manöver macht. Als nun dieser Ibis erschien, ertönte aus vieler Munde der Ruf: „Kogebue! Kogebue!“ Und der Sohn desselben, in Jena studirend, sah diese Verhöhnung mit an. Bald erfuhr derselbe, wer der seinen Vater verhöhnende Darsteller gewesen sei und forderte ihn auf ein Pistolenduell auf wenige Schritte heraus. Der junge Kogebue übte sich nun in den folgenden Tagen mit der Pistolenwaffe, und das Duell stand nahe bevor. Da fühlte ich mich gedrungen, einem mir nahestehenden Professor, es war der Dr. Baumgarten-Crusius, von diesem nahe bevorstehenden Zweikampfe Kunde zu geben, was zur Folge hatte, daß der Kogebue relegirt wurde, also sofort Jena verlassen mußte, worauf er sich nach Dorpat begab. Neue habe ich über diese geheime Anzeige nicht empfunden. Es wurde durch dieselbe ohne allen Zweifel ein Menschenleben gerettet.

Soll ich nun noch über die damalige Universität mein Urtheil sagen, so kann ich fast nur von der theologischen Fakultät reden. Der Senior derselben war der Dr. Gabler, der ein Kantianer, ganz dem vulgären Nationalismus huldigte und die bei weitem zahlreichste Zuhörerschaft hatte. Dieser Richtung war denn auch die überwiegende Mehrzahl der Studirenden zugethan. Außer ihm dozirte der supernaturalistische Dr. F. A. Schott, der in jedem Semester eine seiner Vorlesungen in lateinischer Sprache hielt. Er war ja ein gelehrter, sehr wohlwollender Mann, aber belebend und erfrischend, in die Tiefen der wahren Theologie führend, waren seine Kollegien nicht. Der dritte Theologe war der Dr. Baumgarten-Crusius, einen Mystiker möchte ich ihn nennen, dessen Vorlesungen eine Masse von Material herbeibrachten, die aber oft der Klarheit ermangelten. Der Professor Danz, ganz Nationalist, konnte sich sogar Frivolitäten auf dem Katheder erlauben. Der einzige wenig gehörte theologische Professor, der als ein lebendig gläubiger Mann die wahrhaft evangelische Theologie dozirte, war der schon genannte Professor Fr. Aug. Köthe, der aber als ein unverbesserlicher Orthodoxer galt. Als dieser vortreffliche Mann, dessen Predigten in der schönen Stadtkirche einen tief erbauenden Charakter trugen, um als Superintendent in Altstadt angestellt zu werden, seinen akademischen Beruf verließ, hielt er am Schlusse seiner Vorlesung über die theologische Ethik, die ich bei ihm hörte, eine ergreifende Ansprache an uns, worin er mit ergriffenem Gemüthe uns das „pectus est, quod theologum facit“ (das Herz macht den Theologen) an das Herz legte. In meiner im Jahre 1871 gehaltenen goldenen Amtsjubiläumspredigt habe ich dieser mir unvergesslichen Ansprache darum gedacht, weil sie für die Entfaltung meines inneren Lebens mir zum tiefen Segen gereichte.

Endlich muß ich noch des Professors der Geschichte Dr. Luden gedenken, der vor einem so zahlreichen Auditorium die deutsche Geschichte vortrug, daß der Hörsaal die Menge der Zuhörer nicht zu fassen vermochte, weshalb manche von außen auf Leitern stehend, den Vorträgen Ludens lauschten. Luden redete, einen Fehlen Papier in der Hand haltend, auf welchen einige Jahrezahlen verzeichnet waren, ganz frei und seine ganze Seele war dabei. Dester geschah es, daß am Schlusse der Vorlesung ein patriotischer Vers, z. B. der Arndtsche: „Das ganze Deutschland soll es sein“ von der begeistertsten Zuhörerschaft angestimmt wurde, worüber der Professor dann seine Herzensfreude hatte.

Nach anderthalbjährigem Aufenthalt verließ ich Jena, um im Herbst 1819 in Tübingen meine Studien fortzusetzen.

## Altes und Neues vom edlen Tabak.

Eine Plauderei von Julius Stinde.

„Demeter gab den Menschen den Segen des Getreides, Dionysos lehrte den Weinbau und die weiße Kunst des Kelterns, — wer aber von den Olympischen reichte den Sterblichen die erste Friedensspeise und hieß sie Knaster, den gelben, präpariren?“

In dem Büchlein von der „Tabaccologia“, das in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erschien, wird allerdings vom „Vulcano“ gemeldet: er habe zum Entsetzen der Götter und insbesondere seiner liebevollen Gemahlin, der Venus, durch unmäßiges Tabakstrinken den ganzen Himmel dermaßen ein-



geräuchert, daß selbst Phöbus' Antlitz erleichte und Amor nicht mehr sehen konnte, wohin die Pfeile von seinem Bogen flogen, allein alle Mythen, welche nicht tief in der Anschauung des Volkes wurzeln, verrathen ihre Künstlichkeit auf den ersten Blick und werden eben so wenig populär, wie die unechten Volksagen, welche in der romantischen Periode von den Dichtern auf Bestellung angefertigt wurden. Außerdem kam der Tabak erst zur Kenntniß des Abendlandes, als die heiteren Götter Griechenlands bereits längst zu Schemen verblichen waren und nur noch als Allegorien in den sturzbeinigten Alexandrinern der gelehrten Poeten umherpflukten, und daher waren alle Bemühungen, die Erfindung des Tabakgenusses dem Alterthum zuzuschreiben, vergeblich.

Von der neuen Welt, deren Besitznahme durch die Spanier und Portugiesen mit vorwurfsvollen blutigen Zügen in der Geschichte verzeichnet steht, gelangte der Tabak nach der alten Welt, die er einem siegreichen Eroberer gleich sich gar bald unterthan machte, als gälte es Nevada an den Fremdlingen zu nehmen, die der Geldgott trieb, friedliche, heitere Naturvölker von der Erde zu vertilgen.

Allgemein wurde bisher angenommen, der französische Gesandte in Lissabon, Nicot, habe den Tabak 1559 zuerst aus Samen gezogen, der ihm aus Brasilien übermittelt worden war; allein die sorgfältigen Untersuchungen Lothar Beders über diesen Gegenstand zeigen deutlich, daß Herr Nicot nur das Verdienst zukommt, vielleicht eine bis dahin unbekannte Sorte Tabak in seinem Garten gezogen zu haben, während schon vor dieser Zeit das neue Gewächs in Europa als Merkwürdigkeit gepflanzt wurde.

Von Nicot hat jedoch die Tabakspflanze ihren botanischen Gattungsnamen „Nicotiana“ erhalten und zwar durch folgende Umstände: „Der Verwandte eines der Pagen, welche im Dienste Nicots standen, versuchte, da alle anderen Heilmittel sich als erfolglos erwiesen, einen schon weit vorgeschrittenen Nasentrebs durch Umschläge von den Blättern der neuen Pflanze zu kuriren, und wie die Ueberlieferung berichtet, soll die Kur — heutigen Erfahrungen jedoch widersprechend — auf das glänzendste gelungen sein. Als bald darauf der Gesandtschafts Koch einen Pulsaderschnitt an der Hand ebenfalls mit den Blättern heilte, begann man die Wunderkräfte des Tabaks laut zu preisen, und Jedermann wünschte von dieser Panacee zu erhalten. Nicot schickte noch in demselben Jahre die Pflanze nebst Gebrauchsanweisung nach Frankreich, wo sie Katharina von Medicis, die Mutter und Vormünderin Franz II, in ihren eigenen Gärten zu Paris und Marly pflanzen ließ. Der Tabak, den man bisher das Gesandtschaftskraut nannte, erhielt nun den Namen „Herbe de la reine mère“, auch „herba medica“, das Medicierkraut“. Ebenfalls nannte man ihn nach dem damaligen Großprior aus dem Hause Pothringen, der den Tabak stark brauchte, „Herbe du Grandprieur“.

Von dieser Zeit an wurde der Tabak nach und nach bekannter, und da ihm damals mehr Heilkräfte nachgerühmt wurde, als heute dem Hossischen Malzextrakt, bot man ihm überall gastliches Quartier in den Gärten, so daß bereits im Jahre 1565 Deutschland, die Schweiz und Italien auch im Besitze der Wunderpflanze waren.

Seltener Weise berichten die Chronisten jener Zeit nur von den Heilkräften des Tabaks und von seiner Anwendung als Medicament, obgleich die Spanier auf Kuba und Haiti sahen, wie die Eingeborenen eine Rolle von getrockneten Blättern an dem einen Ende anzündeten, während sie das andere in den Mund nahmen und Rauch aus demselben zogen. Nach diesen Rollen, welche bei den Eingeborenen „Tabaccos“ hießen, wurde sogar die Insel „Tabago“ benannt, auf der die Spanier viel von dem „Rauchkraute“ antrafen, aber trotzdem scheint das Tabakrauchen erst später in Europa Anhang gefunden zu haben, als zur Zeit der Einführung der Pflanze.

Man darf jedoch annehmen, daß die berausende narkotisirende Eigenschaft des Tabaks nicht lange verborgen blieb, denn schon 1578 rauchte nicht nur das Schiffsvolk, welches die edle Kunst an der Quelle bei den Eingeborenen Westindiens studirt hatte, sondern auch die Hohen dieser Welt er-

gaben sich dem Tabakgenuß. Dem unglücklichen Sir Walter Raleigh wurde von seinen Richtern auch das Tabakrauchen als ein strafwürdiges Verbrechen angerechnet, und unter Jakob I rauchte man sogar in Kirchen und Theatern. Der letztgenannte König ging in seinem Tabakshasse so weit, daß er ein Verbot gegen das Rauchen erließ, und das satirische Buch *Mirocraos* gegen die Raucher schrieb. Er pflegte zu sagen, wenn er den Teufel zu Tische laden wollte, so würde er ihm dreierlei vorsetzen: ein Ferkel, Stodfisch und Senf und eine Pfeife Tabak zur Verdauung.

Die Sitte des Rauchens verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit, und je mehr sich die Menschen dem Tabak ergaben, um so energischer erhoben sich Verfolgungen gegen denselben, sowohl von geistlicher wie von weltlicher Obrigkeit. Sogar auf den Kanzeln eiferte man dagegen. Scriver, ein berühmter Theologe des 17. Jahrhunderts, sagt in einer solchen Strafpredigt: „Man sehe und höre es doch an, wie es an Sonn- und Feiertagen in den Schenken und Krügen dahergehet; da füllet und überfüllet man sich mit diesem Getränke, und damit man immer mehr saufen könne, macht man den Hals zur Feuermauer und zündet dem Teufel ein Rauchwerk an.“

Es wurde um diese Zeit der Tabak nicht allein geraucht, sondern auch mit Vorliebe getaut; für beide Arten des Gebrauchs war der Ausdruck „Tabaktrinken“ üblich, wie auch der Tabak selbst ein „Getränk“ genannt wurde. Einen Beleg für das Kaufen des Tabaks, selbst in den besseren Ständen zu jener Zeit, finde ich in den Schriften des Pastors Joh. Balthasar Schupp zu Hamburg, der, ein gar freier Herr, kein Blatt vor den Mund nahm und in steter Federsehne mit seinen Widersachern lag.

Es hatte nun dormalen ein loser Vogel ein Pasquill unter dem Namen Nectarius Butyrolambius (Butterleder) veröffentlicht, in welchem Doktor Schupp an „Leumund, Ampt und Leben“ schmähslich angegriffen wurde und ihm auch der Vorwurf des „Tabaksauffens“ gemacht ward. Schupp ergrimte darüber sehr und schrieb eine „Abgenötigte Ehrenklärung“ dagegen, aus welcher wir erfahren, daß ihm das Tabakkaufen von Sr. Excellenz dem Legaten Salvius gegen Flüsse und Gichter angerathen worden war. Schupp erzählt nun: „Ich dachte, ich wollte dieses Mittel auch gebrauchen, und als Ihre Excellenz Abschied genommen hatten, schickte ich hin und ließ Tabak holen, und überredete meine selige Hausfrau, daß sie auch ein Stück in den Mund nehmen wollte. Allein wir wurden beide so krank davon, daß wir ausluden, als ob wir aus den Todtengräbern kommen wären. Als ich kurz hernach zu Ihrer Excellenz kam, fragten Sie mich, wie mir die vorgeschlagene Arznei bekommen sey? Ich antwortete: wenn ich nicht wüßte, was es gewesen sey, und daß Er. Excellenz mein sonderbarer großer Patron sey, so hätte ich gedacht, Sie hätten mir und meiner Frauen vergeblich wollen, denn wir sind zu sterben krank darauf geworden. Ihre Excellenz lachten und sagten: Sie müssen es dreymal oder viermal versuchen, bis die Natur sich daran gewöhnet. Ich wollte es zum andernmal versuchen, allein es gieng mir wie zuvor, und ich habe seit der Zeit einen Ekel vor dem Tabak gehabt, daß ich ihn nicht riechen kann. Gleichwohl muß ich hören, daß ich ein Tabakkäufer sey.“

Da diese „Ehrenrettung“ im Jahre 1659 geschrieben wurde, und Schupp ein Mann war, der die Laster seiner Mitmenschen auf der Kanzel eingehend in den Kreis seiner nicht gerade zart zu nennenden Betrachtungen zog, so geht aus diesem Citat hervor, daß um diese Zeit das „Tabakkaufen“ bereits nicht mehr als eine grobe Sünde angesehen wurde, und das Tabakkaufen sogar einem Geistlichen gestattet werden konnte, wenn es zu Nutz und Frommen der Gesundheit geschah.

Allmählich legte sich das Vorurtheil gegen den Gebrauch des Tabaks auch bei den Geistlichen, und wenn man Gerüchten Glauben schenken darf, so sollen manche Pfarrer von heute der Pfeife so sehr anhängen, daß eine praktische Frau Pfarrerin die Studirstube ihres gestrengen Eheherrn gleichzeitig als Raucherzimmer benutzen könnte, wenn eine derartige Vermischung von weltlichen und geistlichen Angelegenheiten nicht zu sehr gegen das Decorum verstoße.



In der rationalistischen Zeit, als welche wir besonders das erste Viertel unseres Säkulums bezeichnen dürfen, gab es eine große Anzahl von Predigern, die auf den Wegen des Schulrathes und Robinsonverfassers Joachim Heinrich Campe wandelnd, mehr dem Utilismus, der dürren Nützlichkeitstheorie, oblag, als der Theologie. Geistliche schrieben Brotschüren über die Dreifelderwirtschaft, über die Bienenzucht, über den Fischfang, und gingen hinaus wie der Säemann, nicht um die Goldförner zu säen, die im Menschenherzen Wurzel schlagen und unvergängliche Frucht tragen, sondern sie hielten es für Pflicht, ihren Mitbürgern zu zeigen, wie man wohl einen Groischen mehr gewinnen könnte aus Feld und Garten, und säeten nützlichen Rath für das Alltagsgetriebe und gedachten nur der Sorge für den morgigen Tag. Da lag es denn nahe, auch dem Tabak Aufmerksamkeit zu schenken, das Kraut selbst zu pflanzen, als guter Hausvater, und den Plantagen in Amerika Konkurrenz zu machen.

Ich kenne so einen Pfarrgarten nicht weit von dem waldbekränzten Gestade der Dürsee, in welchem vor einem halben Jahrhundert der Hirte seiner Gemeinde die Tabakstaude zog. Sie entwickelte ihre großen Blätter und trieb ihre grünlichen Blüten, deren Bau erkennen läßt, daß der Tabak ein Verwandter der Nachtschattenarten ist, ein Vetter von der Tollfische und vom Bilsenkraut, ein Angehöriger der unheimlichen Pflanzenfamilie, welche die meisten europäischen Giftränker zu den ihrigen zählt. Es soll aber der Tabak mit den Blättern aus Havanna nicht wohl zu vergleichen gewesen sein, der in den nordischen Breiten vergeblich die Sonne seiner Heimat suchte, und, da sich kein Augen bei der Tabakskultur herausstellte, wurde das Flecken Erde, welches dem Ausländer angewiesen war, dem nützlicheren Kohl wieder zurückgegeben. Dann kam der Tod und rief den praktischen Pfarrherrn ab von seinen Nützlichkeitstrebungen. Die Jahre reichten sich aneinander und brachten das Vergessen, das sich über die Vergangenheit legt wie der Abendnebel über die Fluren, aber noch jetzt sprechen hin und wieder in dem Garten Tabakspflanzen auf, als wollten sie die Erinnerung an die Tage wachrufen, in denen die hagere Nützlichkeit zu herrlichen verjügte. Die Gartenfrauen bezeichnen das wunderliche Gewächs mit dem kollektivnamen „Ankraut“ und werfen es auf den Schutthaufen.

In Mitteldeutschland jedoch, in Baiern, in Hessen und in der Pfalz ist der Tabak wirklich zur Kulturpflanze geworden, und obgleich der „Pfälzer“ ähnlich wie der Grüneberger Wein übel beleumundet wird, so ist er, wie Maria Stuart von sich sagt, doch besser als sein Ruf, und die 150,000 Centner Tabak, welche die Rheinpfalz und Mittelfranken durchschnittlich jedes Jahr produzieren, spielen im Staatshaushalte Baierns keine geringe Rolle.

Die stetige Zunahme des Tabakkonsums veranlaßte nun die Regierung, ihr Augenmerk auf dieses Objekt zu werfen. Wo das Klima es erlaubte, wurde der inländische Anbau der Tabakspflanze begünstigt, um das Geld im Lande zu behalten. Einige Staaten — Frankreich voran — richteten die Tabakregie ein, welche die Staatseinkünfte erstaunlich vermehrte, und wie bekannt, geht man jetzt mit dem Plane um, auch im deutschen Reiche den Tabak zu erhöhter Steuer heranzuziehen. Das unscheinbare Kraut ist durch Anbau, Fabrikation und

Handel eine höchst ergiebige Quelle des Erwerbes für tausende von Menschen geworden, und sein Verbrauch ist ein ganz enormer.

Ein Amerikaner hat berechnet, daß sämmtlicher Tabak, der jährlich durch Rauchen, Kauen und Schnupfen konsumiert wird, in Gestalt von Rollenknästen verwandelt, eine Riesenschlange abgeben würde, welche bei einem Durchmesser von zwei Zoll, dem Äquator folgend sich dreißigmal um die Erde winden könnte. Zu den hokoladenartigen Tafeln zusammengepreßt, welche den Kautabak der Matrosen und Jankees bilden, würde Material genug vorhanden sein, um eine Pyramide zu bauen, welche fast der drittgrößten Pyramide von Gizeh gleich käme. Zerreiben wir dasselbe Quantum zu Schnupftabak, so ließe sich unter dem braunen Staube eine mittelgroße Stadt begraben, wie einst Herculaneum und Pompeji unter der Asche des Vesuv.

Welche Eigenschaft verleiht nun dem Tabak die Despotie, welche er über die Menschen ausübt? Ist der Genuß desselben, zu dem die Natur im Anfange gezwungen werden muß, damit sie sich an ihn gewöhne, nur ein eingebildeter oder ein wirklicher?

Schon die alten Kräuterkundigen schreiben dem Tabak die Fähigkeit zu, Schmerzen und Müdigkeit zu vertreiben, Hunger und Durst zu stillen, kräftig und fröhlich — und trunken zu machen. Es erzeugt der Tabak in der That einen leichten Rausch, er regt das Nervensystem in ähnlicher Weise an wie der Wein, das Opium und der indische Hanf, ohne die schädlichen Einflüsse auf den Organismus auszuüben, welche den Gebrauch der letztgenannten beiden narkotischen Mittel in hohem Maße begleiten; er ist unter den übrigen berausenden Substanzen immer noch relativ die harmloseste, wenn auch ein Uebermaß des Tabakgenußes bedenkliche Symptome hervorzurufen im Stande ist.

In dem Tabak selbst ist das Nicotin enthalten, eine organische Base, die in reinem Zustande ebenso fürchtbar und blig-ähnlich schnell tödtet wie Blausäure. Noch ehe das Gift in den Magen gelangt, treten schon die heftigsten Krämpfe ein, und auch die Respirationsthätigkeit floßt, sowie der Starckrampf den Körper ergreift. Noch neueren Untersuchungen soll jedoch in dem Rauche des Tabaks kein Nicotin vorkommen, sondern man nimmt an, daß dasselbe bei der hohen Temperatur, welcher es beim Rauchen ausgesetzt ist, eine Zersetzung erleidet. Die Endprodukte dieser Zersetzung hat man Picolinbasen genannt und gefunden, daß sie fast ebenso giftig sind wie das Nicotin selbst, daß also die Sache ziemlich dieselbe bleibt, wenn auch der Name und die chemische Beschaffenheit des Giftes andere geworden sind. Ja es gelang, sogar aus den Blättern des Löwenzahns und der Weide durch vorsichtig geleitete Verbrennung Picolin darzustellen, das in seinen physiologischen Wirkungen sich nicht von dem Picolin des Tabaks unterschied.

Und doch ist das Gift für Millionen von Menschen zum Bedürfnis geworden. Ganz Europa gibt sich dem Tabakgenuße hin. Ost- und Westasien, von den malayischen Gewürzinseln bis zum Eismere raucht. In Afrika, Australien und Amerika ist der Tabak an der Tagesordnung. Eine Welt Herrschaft übt das „Rauchkraut“ aus, oder wenn wir wollen: die Luft an dem sinnlichen Wohlbehagen, welches der narkotische Rausch gewährt, machte den Herrn der Schöpfung, wie sich der Mensch stolz nennt, zum freiwilligen Sklaven einer Pflanze.

## Die Schüllinge.

Eine Episode aus Nietzsches Jugendleben von Moritz von Reichenbach.

(Schluß.)

„Ich glaube, es wird gut sein, wenn wir unsern Vertrag jetzt noch einmal durchlesen,“ sagte Nietzsch zu seinem Stubenkameraden und vertiefte sich nochmals in die von ihm selbst entworfene Artikel. Das Resultat davon war, daß er sich bemühte, sein Gesicht in möglichst wohlwollende väterliche Falten zu legen, als er Jungfer Dora in der Küche einen „guten Morgen!“ bot. Sie reichte ihm freundlich die Hand und er drückte dieselbe recht herzlich, obgleich davon eigentlich nichts in dem Vertrage stand. Dann sprang er lustig, ein Lied vor sich

hinspielend, was er sonst sehr selten that, die Treppe hinauf und machte, auf der Straße angekommen, die Bemerkung, daß der Himmel ganz außergewöhnlich hell und blau sei. Doch plötzlich senkte es sich wie ein grauer Nebelschleier vor den hellen Himmel, und dieser dunkle Schatten hieß Friedrich Müller.

„Mein Gott, daß ich auch den armen Menschen ganz vergessen habe,“ seufzte Nietzsch, „was ist man doch egoistisch! Da überlasse ich mich sorglos meiner Fröhlichkeit, und Friedrich hat vielleicht die ganze Nacht vor Sorge undummer

Nachdruck verboten.  
Gel. d. 11. VI. 70.



nicht schlafen können. Wer weiß, ob Thäter auch schonend genug mit ihm verfahren ist, ich möchte doch nach ihm sehen, ehe ich auf die Akademie gehe."

Aber an diesem Vortag wurde er durch Freund Julius selbst verhindert, dem er begegnete.

"Nun, Du bist nicht auf dem Wege zur Akademie?" rief dieser ihm zu.

"Ich wollte erst noch einmal nach unserm armen Schilling sehen," antwortete Rietschel.

"Der wird längst schon wieder bei der Arbeit sein, wir finden ihn sicher schon in der Akademie."

"Das hätte ich nicht erwartet. Wie hat er es denn aufgenommen?"

"Ach, Du meinst meinen Auftrag? Nun, denke Dir, die Sache war doch noch schwerer, als ich mir vorgestellt hatte."

"Er ist natürlich sehr unglücklich?"

"Ach nein, denn ich — ich habe ihm gar nichts gesagt."

"Aber Julius!"

"Ja, wärst Du nur dort gewesen. Stelle Dir vor: ich

gehe also zu ihm und bleibe vor der Thür noch einen Augen-

blick stehen, um Athem zu schöpfen, denn es war mir eigent-

lich absehnlich bekommen zu Muthe, und da höre ich ihn

drinnen auf- und abgehen und laut sprechen. Dann plötzlich

fällt etwas Schweres auf die Erde. „Es ist zum Verrückt

werden," höre ich Friedrich sagen. Dann stirbt es, als zerbreche

irgend etwas. Ich öffne die Thür. Friedrich steht mitten im

Zimmer mit wirren Haaren und sonderbar glänzenden Augen.

Auf dem Boden liegt ein Buch, das er wahrscheinlich eben

dorthin geworfen hatte, neben dem Tische sehe ich die Scherben

einer Tasse liegen. „Ach, Du bist es," ruft er mir zu, „ich

kannte Dich aber jetzt nicht empfangen. Ich bitte Dich, sei mir

deshalb nicht böse, aber jetzt — jetzt geht es nicht, komme in

einer Stunde wieder, ich bitte Dich, thue mir den Freund-

schaftsdienst." Ich wußte nicht, was ich von ihm denken sollte,

aber zuerst hatte ich Lust zu glauben, er sei betrunken oder

verrückt geworden. Ich versuchte ihn zu beruhigen, aber er bot

mich so eindringlich, ihn jetzt allein zu lassen und in einer

Stunde wieder zu kommen, daß ich endlich ging, natürlich mit

dem Voratz, mich abends noch einmal nach ihm umzusehen.

Wie ich zu ihm komme, finde ich ihn ganz ruhig bei seiner

Lampe zeichnend."

"Nun, und was war es denn mit ihm gewesen?"

"Ja, was war es? „Du hast mich vorhin sehr aufgeregt

gesehen," sagte er mir, „ich habe manchmal solch unglückliche

Stimmungen, wo mir zu Muthe ist, als solle die Brust mir

zerpringen und als sei es mir überall zu eng. Zu Hause setzte

ich mich dann auf mein Reiterpferd oder ich greif meinerwegen

bei der Feldarbeit mit zu. Hier kann ich das nicht, ich bin

in eine enge Stube gesperrt, es kommt mir vor, als hätte ich

meine Arme und Beine ganz umsonst, und wenn ich dann denke,

wie das alles so anders sein könnte und was ich jetzt für

ein glücklicher Kerl wäre, wenn meine Alten zu Hause sich nicht

in meine Herzenssachen gemischt hätten, da überkommt mich so

eine Wuth, daß ich irgend etwas zerstören muß, und wenn's

auch nur eine dumme Tasse wäre. Aber glücklicherweise dauern

diese Stimmungen nicht lange, und die Kunst wird mir mit

der Zeit ganz darüber weghelfen, hoffe ich. Siehst Du, wenn

ich mir vorstelle, daß ich mir doch noch einmal durch die Kunst

das erwerben könnte, wonach ich strebe, dann kommt es mir

vor, als hätte ich eine Riesenkraft in mir, mit welcher ich zu-

letzt alle Schwierigkeiten überwinden würde. Und so habe ich

mich auch jetzt gleich wieder an diese Zeichnung gemacht, die

ich gestern nicht fertig brachte; sieh her, ich glaube, die Arbeit

ist nicht schlecht und ich bin dabei wieder ganz ruhig geworden."

"Er zeigte mir seine Zeichnung, sie war wirklich nicht

schlecht, und Du wirst es natürlich finden, daß ich ihm nun

nicht unsere Zweifel über sein Talent mittheilte. Der Mensch

hängt ja daran wie an einer letzten Lebenshoffnung!"

"Ja das ist alles sehr sonderbar," sagte Rietschel, der

schweigend zugehört hatte; „aber es scheint mir nun erst recht

klar, daß die Kunst ihm nicht selbst das Ziel, sondern nur

Mittel zur Erreichung eines andern Zieles ist. Aber was will er damit erreichen?"

"Jedenfalls Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von seinem Vater, der ihn an eine ungeliebte Frau verheirathen will."

Rietschel schüttelte den Kopf.

"Da steckt noch etwas anderes dahinter," sagte er.

Inzwischen hatten sie beide die Akademie erreicht, wo sie

Friedrich Müller schon wieder in voller Arbeitshätigkeit fanden.

Er hatte eine Zeichnung beendet und war so strahlend glücklich

darüber, daß die Freunde es nicht übers Herz bringen konnten,

ihm seine Freude zu zerstören.

"Er arbeitet mit so viel Fleiß und Liebe, daß er es am

Ende doch noch zu etwas bringen wird," meinten die anderen

Künstler, und Rietschel und Thäter gaben sich Mühe, das auch

zu glauben; aber es wollte ihnen nicht recht gelingen. Rietschel

war an diesem Tage sehr einsilbig, denn seine beiden Schü-

linge nahmen abwechselnd all seine Gedanken in Anspruch. Zu-

letzt verdrängte das Bild Doras aber doch alles grüblerische

Nachdenken über Friedrichs sonderbares Wesen, und ehe Rietschel

noch selbst recht wußte, wie das so schnell zugegangen war,

hatte er eine kleine Skizze auf ein neben ihm liegendes Blatt

Papier entworfen, welche die gestrige Treppenebene mit den

verschütteten Aepfeln und dem hübschen erschrockenen Mädchen

darstellte. Rietschel betrachtete einen Augenblick das Blättchen,

dann schob er es lächelnd in die Tasche. Er hatte heute große

Lust, seine Arbeitsstunden etwas abzukürzen.

"Ich möchte doch Dora das Bild zeigen," dachte er, und

war schon im Begriff, seine Sachen zusammenzupacken. Plötz-

lich aber schüttelte er den Kopf und setzte sich still wieder an

die Arbeit. „Ich wäre ja nicht werth, in dies süße Gesichtchen zu

blicken, wenn ich seinetwegen meine Pflicht vernachlässigt hätte,"

sagte er sich und sagte gleichsam sich selbst zur Strafe den Ent-

schluß, nun gerade so lange zu arbeiten, als das Tageslicht

gestatten würde.

Es ist nicht leicht, so einen Entschluß auszuführen, wenn

man zum ersten Male im Leben von einem lieblichen Frauen-

gesicht träumt. Und der neunzehnjährige Rietschel träumte zum

ersten Mal — aber er führte doch seinen Voratz aus und

war einer der letzten, welche an diesem Tage die Akademie

verließen. Es kann allerdings nicht gelugnet werden, daß er

den Weg bis zu seinem Hause nun so schnell wie noch nie zuvor

zurücklegte, und daß derselbe ihm trotzdem heute ganz außer-

gewöhnlich lang vorkam. In seiner hochgelegenen Wohnung

angelangt, stahl er sich bald unter irgend einem Vorwand in

die Küche, wo Dora, einen langen Strickstrumpf in der Hand

haltend, am Fenster saß.

Trotz dieser prosaischen Beschäftigung hätte man es Rietschel

aber doch nicht verdenken können, daß er die zierliche Mädchen-

gestalt poetisch fand. Sie war wirklich wie eine Blume, so

hold, so schön und rein, und daß die großen Augen meist so

ernst aus ihrem runden Kindergesicht blickten, machte sie nur

um so anziehender.

Rietschel fühlte, daß sein Herz bei ihrem Anblick schneller

schlug und er hielt es daher für nöthig, um so langsamer zu

sprechen, um seiner pflegebrüderlichen Würde keinen Eintrag

zu thun. „Ich habe Ihnen etwas mitgebracht, Dora," sagte er.

„Ach, Sie auch, Herr Rietschel?" rief Dora erstaunt.

Aber Rietschel überhörte dieses „Sie auch", denn sein

neunzehnjähriges Herz klopfte wirklich recht ungestüm in diesem

Augenblicke. Er zog das Bildchen hervor und sagte: „Da, behalten

Sie das als Erinnerung an Ihren Einzug in Dresden und

an unsere erste Bekanntschaft."

„O wie hübsch! Wie geschieht Sie das gemacht haben, Herr

Rietschel, und wie gut Sie alle zu mir sind. Ich verdiene es

ja gar nicht, aber ich danke Ihnen recht schön."

„Ich bin glücklich, wenn Sie sich freuen, liebe Dora, aber

bitte, zeigen Sie das Bildchen den andern nicht, man würde

Sie vielleicht necken, Scherze machen —"

„Sagen Sie das auch, Herr Rietschel?"

Jetzt wurde er doch aufmerksam.

„Auch, Dora? Wer hat denn das noch gesagt?"

„Ich sollte es eigentlich nicht verrathen, aber Sie sind



so gut, und Sie sind ja auch mein ältester Pflegebruder, Sie können es wohl erfahren, daß Herr Georg und Herr Schilde mir heute auch etwas mitgebracht haben."

"Georg und Schilde?" frug Rietschel in einem zwischen Unwillen und Bewunderung schwankenden Tone.

"Ja," fuhr Dora fort, "sehen Sie, diese Blumen brachte mir Herr Georg, und als er weg war, drückte mir Herr Schilde diese Birnen hier in die Hand, und dabei meinten sie beide, ich solle nichts davon sagen, damit die andern mich nicht necken könnten, gerade so wie Sie, Herr Rietschel."

Dieser wußte nicht, sollte er sich ärgern bei Doras Bericht oder lachen. "Liebes Kind," fing er an —

Da wurde die Thür geöffnet, und Frau Malchen trat ein.

"Die anderen Herren lassen bitten, Sie möchten doch hinüber kommen," richtete sie den Auftrag aus, welcher ihr so eben von Georg und Schilde gegeben worden war, die es beide ganz überflüssig fanden, daß Rietschel sich so lange in der Küche zu thun machte.

"Adieu, liebes Kind," rief dieser sich entfernend, und Dora packte Blumen, Obst und Zeichnung fort und — seufzte dabei. Was hatte dies rosige kleine Ding für einen Grund, so tief und schmerzlich zu seufzen, wo andere Mädchen gelächelt hätten?

## IV.

Besser als Dora ist nie ein Mädchen bewacht worden, denn bald wetteiferten ihre drei Pflegebrüder darin, sie und sich selbst untereinander mit Argusaugen zu beobachten. Unter allerlei Vorwänden wurden jetzt auch die Besuche der anderen jungen Leute möglichst fern gehalten, und zu dem gemeinschaftlichen Lesesaal verjammelte man sich nun immer entweder bei Thäter oder bei einem von den anderen Eingeweihten. Unter diese letzteren war Fritz Müller noch immer nicht aufgenommen worden, denn Dora war ja blond, und Fritz machte aus seiner Bewunderung für blonde Frauen durchaus kein Geheimniß. Warum sollte man ihn also muthwillig der Gefahr nahe führen, sich in Dora zu verlieben? Und diese Gefahr mußte wirklich sehr groß sein, denn selbst Thäter, der behauptete: er hielte im allgemeinen nichts von Frauenzimmern, selbst er machte ein besonderes freundliches Gesicht, wenn er Dora einmal begegnete. So vergingen einige Wochen.

Rietschel, der von früh an gewöhnt war, sich selbst genaue Rechenschaft über sein Denken und Fühlen abzulegen, konnte sich keiner Täuschung mehr in Betreff seiner Gefühle für Dora hingeben. Je klarer er sich aber seiner eigenen Neigung zu ihr bewußt wurde, um so mehr schwand seine Heiterkeit; denn er sagte sich, daß er der Geliebten nichts, gar nichts als seine Liebe bieten könnte, und das Bewußtsein seiner Jugend und Unbedeutendheit drückte ihn nieder. Freilich, wenn er sich dann vorstellte, daß sie seine Gefühle erwidere und mit seiner Liebe zufrieden sein wollte, da hätte er laut aufjubeln mögen, und es erschien ihm dann plötzlich leicht, mit seinen fleißigen Händen für sie zu sorgen. Das dritte Jahr seiner Akademiezeit war bald abgelaufen, und Professor Seiffert hatte ihn gesagt, daß der Minister, Graf Einsiedel, einen talentvollen jungen Mann suche, welchen er weiter ausbilden lassen wollte, um ihn später als Modelleur bei seinen Eisenwerken in Lauchhammer anzustellen. Die Aussicht, seine Pläne und Ideale für die Zukunft ein für allemal aufzugeben und seine Kunst mehr als Handwerk zu betreiben, erschien Rietschel freilich nicht lockend, und er hatte daher auch gezögert, auf dieses Anerbieten sofort einzugehen. Aber andererseits bot dieselbe ihm doch festen Boden unter den Füßen und gab ihm die Aussicht, in einigen Jahren einen eignen Hausstand gründen zu können. Bisher war die Kunst sein Höchstes und Heiligstes gewesen. Nun machte die Liebe ihr den Rang streitig, und je länger dieser innere Kampf währte, je ernster und verschlossener wurde Rietschel.

Zuletzt war es doch die Liebe, welche den Sieg gewann. Eines Abends, als er etwas früher als gewöhnlich zurückkehrte, fand er Dora allein zu Hause. Sie saß am Fenster, den Kopf gegen die Scheiben gedrückt. Als er eintrat, wandte sie sich um und fuhr schnell mit der Schürze über die Augen.

"Sie haben geweint, Dora?" frug Rietschel, schnell näher tretend und ihre Hand ergreifend. "Haben Sie Kummer?"

Sie senkte stumm den Kopf, aber ein paar große Thränen rannen über ihre Wangen.

"Ist Ihre Mutter wieder erkrankt?" frug Rietschel weiter.

"Ach nein, nein," rief nun Dora, "es ist etwas ganz anderes, etwas, das ich keinem Menschen sagen kann, keinem!"

"Keinem, auch mir nicht, Dora? Sie haben keinen besseren Freund als mich auf der Welt, denke ich; und wenn Sie wüßten, wie sehr es mich betrübt, Sie weinen zu sehen —"

"O ich weiß, niemand ist so gut wie Sie, Herr Rietschel —"

"Warum nennen Sie mich immer noch Herr Rietschel?"

Sie hatten mir doch schon versprochen, mich „Ernst“ zu nennen!"

Dora blickte schüchtern zu ihm auf.

"Bruder Ernst," sagte sie, durch ihre Thränen lächelnd,

"ach ja, und es wird mir auch gar nicht schwer, Sie so zu nennen. Kommt mir's doch manchmal vor, als kennte ich Sie schon viele Jahre lang und ich habe auch so großes Vertrauen zu Ihnen, gewiß mehr als zu all den anderen — aber — das, nein, das kann ich Ihnen doch nicht sagen."

"Das, weshalb Sie jetzt weinten?"

Sie nickte.

"Und wenn ich es nun erriethe, Dora?"

Dunkle Röthe bedeckte plötzlich ihr Gesicht. Sie blickte ihn erschrocken an. "Herr Rietschel — Ernst, nein, das ist ja nicht möglich, Sie — Sie —"

Seine Augen leuchteten so seltsam. Er stand ganz dicht vor ihr und zog ihre beiden Hände sanft an sich. "Dora," sagte er leise, "Sie weinen, weil Ihr Herz spricht und diese Sprache Sie ängstigt. Sie lieben, Dora —"

"O mein Gott, Sie wissen es!"

Draußen wurde die Thür geöffnet.

"Dora!" rief Rietschel die liebliche Mädchengestalt an sich ziehend und einen Kuß auf ihren blonden Scheitel drückend.

"Um Gottes willen, Herr Rietschel —"

Er war schon zur Thür hinausgeeilt, lief an Frau Malchen und seinem eben heingelehrten Stubengenossen vorüber, ohne Gruß, ohne auf ihre Fragen zu antworten, und flog mehr als er ging die vier Treppen hinab. Wie er die Wohnung des Professors erreichte, wußte er selbst nicht. Die Häuser und die Menschen schienen sich in wirrem Wirbel um ihn zu drehen. Einen Augenblick schöpfte er vor dem Hause tief Athem, dann trat er ein.

Professor Seiffert war eben im Begriff, sich zum Grafen Einsiedel zu begeben, um demselben einen anderen jungen Künstler zu empfehlen, und als Rietschel ihm mittelte, er habe sich nun entschlossen, das Anerbieten des Grafen anzunehmen, schlug er ihm vor, ihn sofort zu begleiten, um sich persönlich vorzustellen.

Rietschel war es zufrieden, der Professor equipirte ihn mit seinen eigenen Sachen, um ihn visitenfähig zu machen, und beide begaben sich auf den Weg zum Minister.

Sie wurden sehr freundlich empfangen, und der Graf sahte von diesem ersten Besuche an ein günstiges Vorurtheil für Rietschel, welches für diesen in der Folge bedeutungsvoll wurde. Es ward beschlossen, daß Rietschel nach Beendigung des Akademiekursus beim Hofbildhauer Professor Pettrich plastische Studien machen und später in Berlin bei Rauch sich weiter ausbilden sollte, wofür der Graf die Kosten übernahm und außerdem noch ein kleines Jahrgelohd zu zahlen versprach. In vier bis fünf Jahren konnte dann die Anstellung Rietschels in Lauchhammer erfolgen, und mit dieser war ja die Gründung eines eignen Hausstandes ermöglicht. Rietschel war glücklich, als er den Heimweg betrat. Aber in sein Glück mischte sich ein Gefühl von Wehmuth, das auch Doras Bild nicht im Stande war ganz zu verbannen.

Unterwegs begegnete er Thäter.

"Ich war im Begriff zu Dir zu gehen," rief er ihm zu, "ich habe Dir Wichtiges mitzutheilen."

"Aus demselben Grunde wollte ich zu Dir kommen. Nun aber zunächst heraus mit Deiner Wichtigkeit, hoffentlich ist sie besser als die meine."

(Fortsetzung auf S. 422.)



### Zu Alexander von Humboldts Bildnis.

In seinen späten Lebensjahren hat man Alexander von Humboldt selten anders als im Frack gesehen. „Der Frack,“ pflegte er scherzend zu sagen, „ist ein kosmopolitischer Anzug; ich kann in demselben eben sowohl einen anspruchsvollen mächtigen Fürsten als den bescheidenen wißbegierigen Studenten empfangen.“ Dieses Kleidungsstück ließ er nur dann mit einem Ordensstern schmücken, wenn er den Besuch gekrönter Häupter oder hoher Standespersonen erwartete; bei allen anderen Gelegenheiten erschien er fast ausnahmslos ohne jegliche Dekoration; selbst das Knopfloch war nie mit einem Bändchen geziert.

Außer dem Frack und den dazu gehörigen Beinleidern war für seinen Anzug die schneeweiße Halsbinde charakteristisch. Diese ungemein hohe Binde, die aus einem langen Stücke weißen Zeugens bestand, in dessen Innern sich eine dicke Einlage befand, um sie steif und fest zu machen, wurde mehrmals um den Hals geschlungen, so daß aus den Enden nur ein kleiner kunstloser Knoten geschürzt werden konnte. Sie hatte auch den Zweck, ihm während der letzten Jahre seines Lebens die Aufrechterhaltung seines Kopfes etwas zu erleichtern.

So sehen wir auch Humboldt auf dem bekannten Hildebrandtschen Bilde in seiner Studirstube sitzen — ein fast neunzigjähriger Greis. Wie ganz anders erscheint uns der große Mann auf dem Porträt, welches wir heute mitteilen, dessen Original sich in der Nationalgalerie zu Berlin befindet. Es rührt her von dem Hofmaler und Direktor der Akademie Weitsch, welcher es 1806 malte. Humboldt war damals 37 Jahre alt, stand also in der Vollkraft des Mannesalters. Der Künstler stellt ihn dar, im Reiseanzuge in einer tropischen Landschaft unter riesigen Bananenblättern sitzend, wie er eine *Aströmmeria* in die Trockenmappe einlegt. Neben ihm der Reisebarometer; im Hintergrunde ein Fluß, unter dem wir uns den

Drinoco denken können. Daß der Drinoco gemeint ist, erkennen wir an den sonderbar gestalteten Felsen, die aus der Flut aufragen. Humboldt erzählt, daß in der Nähe der Wasserfälle Atures und Maypures die Felsen *Kari* und *Camosi* wie Bergschlöffer aus dem alten Strombette des Riesenflusses emporragen, einen ungemein malerischen Anblick gewähren. Der nördlichste Ausgang der genannten Wasserfälle ist durch die natürlichen Bilder von Sonne und Mond charakteristisch und in der Sprache der Eingeborenen auch nach ihnen benannt. Der Felsen *Kari* heißt nämlich so nach einem fernleuchtenden weißen Fleden, in welchem die Indianer eine auffallende Ähnlichkeit mit der Mondscheibe zu erkennen glauben. Humboldt hat zwar die steile Wand dieser Felsen nicht selbst erklimmen können, hält aber jenen weißen Fleck für einen mächtigen weißen Quarzknoten im grauschwarzen Granite. Dem *Kari*-felsen gegenüber, auf dem basaltähnlichen Zwillingberge der Insel *Anivitari*, zeigten die Indianer mit geheimnisvoller Bewunderung eine ähnliche Scheibe, die sie als Bild der Sonne, *Camosi*, verehren.

Dort, in den menschenleeren Eviden an dem

Drinoco, wo Humboldt mit Boupland sich allein und ungeführt der Wissenschaft ergab, gewöhnte er sich beinahe „den Menschen als etwas zu betrachten, das nicht notwendig zur Naturordnung gehört.“

„Die Erde ist mit Gewächsen überladen, deren freier Entwicklung kein Hinderniß entgegensteht. Eine unermessliche Lage Dämmerde bezeugt die ununterbrochene Wirksamkeit organischer Kräfte. In diesem fruchtbaren Lande, sucht man vergeblich nach Spuren menschlicher Wirksamkeit, man glaubt sich in eine völlig verschiedene Welt versetzt. Und alle diese Eindrücke sind hier um so stärker, je länger sie andauern.“

Aus unserer Sammlung merkwürdiger Bildnisse.



1. Alexander v. Humboldt am Ufer des Drinoco. Gemalt 1806 von Weitsch in Berlin.



„Nun, kurz gesagt, ich habe das Anerbieten des Grafen Einsiedel angenommen.“

„Das freut mich, es ist doch immer eine Gelegenheit, um mehr zu lernen.“

„Aber nun Deine Neuigkeit — nachher erzähle ich Dir dann noch eine, die mich angeht.“

„Noch eine? Nun meine Neuigkeit betrifft Friedrich Müller. Denke Dir, er will nach Amerika.“

„Nach Amerika? Aber was ist denn da geschehen? Heute Morgen dachte er ja noch gar nicht daran.“

„Ja, das läßt sich nun nicht mit zwei Worten sagen.“

„Erzähle, erzähle,“ drängte Rietschel.

„Er war heute Nachmittag bei mir und zeigte mir seinen Entwurf zur nächsten Prämienzeichnung. Ich konnte nicht umhin, daran einiges auszuwählen. Wir wurden beide etwas lebhafter im Gespräch, und zuletzt frag er mich rund heraus, ob ich glaube, daß er Talent habe.“

„Und Du?“

„Nun, ich sagte ihm mit möglichster Schonung die Wahrheit. Aber es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich bereut habe, wahr gewesen zu sein. Der arme Mensch gerieth in eine Aufregung, die unbeschreiblich ist. Alles, was ich auch sagte, um ihn zu beruhigen, war umsonst. Er behauptete, er habe das längst geahnt, er habe sich aber mit Fleiß und fieberhafter Arbeit über diese Ahnung wegzuhelfen gesucht. Nun wisse er aber bestimmt, daß alles zu Ende sei, und nun wolle er nach Amerika hinüber und dort sein Glück versuchen. Hier hielt er es nicht mehr aus.“

„Der arme, arme Fritz! Ich will zu ihm gehen, wo ist er?“

„Ja, wo ist er? Er war aus dem Zimmer, noch ehe ich mich recht bestimmen konnte, und Gott weiß, wo er mit seinem Tollkopf hingeraunt ist.“ — „Vielleicht ist er zu mir gegangen, denn wir haben heute gerade von Amerika gesprochen, und ich erzählte ihm, daß ich ein gutes Reisebuch mit interessanten Beschreibungen von Amerika bei mir liegen habe.“

„So gehen wir in Deine Wohnung.“

Friedrich Müller war in der That auf dem Wege zu Rietschel. Nachdem er einige Straßen in wahrem Sturmelauf durchschritten hatte, blieb er plötzlich stehen, strich sich das wirre Haar aus der Stirn und beschloß, noch einmal zu Rietschel zu gehen, um mit dem die ganze Sache zu besprechen; d. h. um sich seinen Entschluß ansprechen zu lassen. Das war nun sonderbar bei Friedrichs sonst so entschlossenem Charakter; aber es gab einen gewissen Grund, welcher ihn doch sehr fest an Europa fesselte, und als er Rietschels Haus betrat, beschäftigte er sich in Gedanken eben sehr lebhaft mit diesem gewissen Grunde, so lebhaft, daß er beim Ersteigen der engen Treppe gar nicht bemerkte, wie jemand ihm von oben herab entgegenkam. Jetzt stand er diesem jemand, der übrigens weiblichen Geschlechts war, gegenüber, beide blickten auf und — ja, und nun hätte nicht viel gefehlt, daß beide vor freudigem Schrecken die Treppe hinabgestürzt wären; aber mit unglaublicher Geistesgegenwart umschlangen sie sich plötzlich und hielten sich gegenseitig fest.

„Dörte!“

„Fritz!“ jauchzte es in dem engen Treppenhause, dann war es eine Weile ganz still. Die beiden Begegnenden verhinderten sich immer noch gegenseitig am Herunterfallen. Endlich schienen sie über die Sicherheit ihres Standpunktes beruhigt und stießen sich ein klein wenig los.

„Dörte, mein liebes einziges Mädchen, wie kommst Du hierher?“ frag Friedrich.

„Ach, Fritz, und Du? D, wie konntest Du uns das antun, daß Du so auf und davon gingst; wir haben uns fast die Augen ausgeweint!“

„Konnte ich denn anders? Meine Eltern waren ja so wild, als ich ihnen sagte, daß ich Dich liebte, Du weißt's ja, sie wollten mich mit der langen Kame-Marie verheirathen. Und als ich kam, um Dir wenigstens Lebewohl zu sagen, da hast Du mich fortgeschiden lassen, ohne mir nur einen „Guten Weg!“ zu wünschen. Da wurde ich wild.“

„Ich konnte nicht anders, Fritz, Deine Mutter selbst war

ja bei mir gewesen und hatte mir alles vorgestellt, wie Du ihr einziger Sohn wärest und höhere Ansprüche an das Leben machen könntest, daß ich Deinem späteren Glücke hinderlich wäre, und daß ich Dich aufgeben müßte, wenn ich Dich wirklich lieb hätte.“

„Das hat sie gesagt, o diese —“

„Nein, sei still, Fritz, sie ist doch Deine Mutter, und sie liebt Dich so sehr, wenn sie's auch falsch anstellt. Siehst Du, jetzt weiß ich's, daß das alles thöricht Geschwätz war, und daß eine andere Dich nimmer glücklich machen konnte, weil keine Dich so lieb hätte wie ich! Aber damals, da war ich auch stolz und dachte: eindringen willst Du Dich nicht, und wenn der Fritz Dich wirklich so schnell vergessen und gleich eine andere nehmen kann, dann ist er es gar nicht werth, daß du so an ihm hängst. Und weil ich's doch Deiner Mutter verprechen mußte, Dir aus dem Wege zu gehen, da hab' ich mich in einem Trotz gegen Dich hineingeredet, als könntest Du etwas dafür. Da wollt' ich Dich auch nicht mehr sehen.“

„Und ich war doch gekommen, um von Dir Abschied zu nehmen, und wollte Dir sagen, daß ich nun in die weite Welt zöge und versuchen wollte, mir selbständig so viel zu erringen, um Dich dann doch noch zu meiner Frau machen zu können, auch wenn die Eltern nichts von uns wissen wollten.“

„Du guter lieber Fritz, das hast Du gewollt?“

„Ja, ich dachte daran, daß Ihr alle immer meine Zeichnung gerühmt hattet, und daß mein Onkel, der Bildhauer, auch durch seine Kunst aus einem armen Bürschen ein angesehener Mann geworden war. Als Du mich aber so sehen liehest, da dachte ich: so, nun ist das auch zu Ende, Eltern hast Du nun nicht mehr, eine Braut auch nicht, nun kannst Du Dein Leben um ein billiges wegwerfen!“

„Fritz, das hast Du gedacht?“

„Ja, aber nur im ersten Jora, dann überlegte ich: nein, wegwerfen willst Du's nicht, aber ganz von vorn willst Du's anfangen. Du willst's machen wie der Onkel und es Dir selbst aufbauen. Und da dachte ich wieder an das Künstlerwerden, aber diesmal nicht um Deinetwillen, sondern weil ich fühlte, jetzt müßte ich etwas haben, dem ich mich ganz hingeben könnte, ein Ziel, das ich mit allen Kräften erstreben müßte. Ich kam nach Dresden und ging in die Gallerie. Wie mir da sonderbar zu Muth wurde. Dörte! Etwas von einem Künstler stieß doch wohl in mir, wenn auch meine Finger ungeschickt sind. Ich werde vielleicht das Schöne niemals machen können, aber fühlen kann ich's. Und die Arbeit hat mir auch wohl gethan. Ich konnte nach einiger Zeit wieder ruhiger an Dich und an alles denken, was geschehen war. Ich habe sogar einmal an Deinen Vater geschrieben, ihn aber gebeten, den Eltern meinen Aufenthalt nicht zu verrathen. Die sollten erst von mir hören, wenn ich was Ordentliches geleistet hätte. Dein Vater schrieb mir einen lieben freundlichen Brief, aus dem ich wohl sehen konnte, daß Du mich nicht vergessen hattest. Aber zugleich schrieb er, wenn es Gottes Wille sei, daß wir zusammenkämen, so würde es ja geschehen; er für seinen Theil könne und wolle nichts dafür oder dagegen thun. Er habe Dich aber zu Deiner Großmutter geschickt, damit Du in andere Umgebungen kämest, weil er gefürchtet habe, Du würdest daheim krank werden. Wo Deine Großmutter aber wäre, das wollte er mir trotz all meines Bittens nicht mittheilen. Und nun finde ich Dich hier in Dresden.“

„Ja, wer das gewußt hätte, Fritz, daß wir in derselben Stadt zusammen wohnten! D, nun kann alles, alles noch gut werden, nun haben wir uns ja gefunden.“ Und sie drückte halb lachend, halb weinend ihr Gesicht an seine Brust.

„Ja, mit Gottes Hilfe mag wohl alles noch gut werden, Dörte, aber lange werden wir noch warten müssen, bis wir bei einander bleiben können, denn — mit meinem Künstlerwerden es ist nichts.“

„O Fritz, Deine Eltern waren ja so unglücklich, als Du fort gingst —“

„Dora! Friedrich!“

Es war fast derselbe Aufschrei wie vorher, der jetzt durch den Treppenhall hallte, aber nicht höchster Jubel, sondern



Schmerz und bittere Enttäuschung hatten ihn diesmal auf die Lippen des Rufenden gebrängt.

Das Liebespaar fuhr erschrocken auseinander. Sie hatten die Schritte der Kommenden ganz überhört, aber jetzt eilte Fritz diefen entgegen, Dora nach sich ziehend.

„Nietschel, Thäter!“ rief er ihnen entgegen, „Ihr kommt gerade zur rechten Zeit. Meine beiden liebsten Freunde müssen auch zuerst wissen, wie glücklich ich bin.“

„Fritz, Fritz!“ bat Dora, und suchte vergebens sich loszumachen. „Nein, vor den beiden brauchst Du Dich nicht zu verstecken, ich ist meine liebe kleine Dörte, um deretwillen ich eigentlich hauptsächlich aus meiner Heimat gegangen bin, und die ich nun hier wieder gefunden habe.“

„Ach, Fritz, Herr Nietschel wohnt ja bei der Großmutter, und Herrn Thäter kannte ich auch schon längst.“

„Was, Nietschel wohnt bei Deiner Großmutter? Dann bist Du wohl gar die Dora, von der ich wohl manchmal sprechen hörte, die mich aber gar nicht interessirte?“

„Wir konnten natürlich nicht ahnen, daß Dora Deine Braut war, lieber Friedrich.“ fing nun Thäter an, der sich eher als Nietschel gefaßt hatte.

„Ach, und Dich nennen sie Friedrich, ja, dann habe ich auch schon von Dir sprechen hören,“ rief Dora erstaunt.

„Ja, sie haben wahrscheinlich darüber gesprochen, daß ich kein Talent hätte,“ meinte Fritz.

„Ach Gott, Herr Nietschel!“ schrie Dora plötzlich auf diesen zu springend, der todtenblaß geworden war und von einem plötzlichen Schwindel erfaßt, zusammenzubrechen drohte.

Thäter stützte den Freund mit seinen Armen.

„Es ist nichts,“ sagte er beruhigend, „er hat sich nur etwas übernommen, dazu die Erregung, — Du weißt wohl noch nicht, lieber Friedrich, er hat das Anerbieten des Grafen von Einsiedel angenommen, und diese ganze Sache hat ihn aufgeregt und angegriffen. Er hat überhaupt in der letzten Zeit viel zu angestrengt gearbeitet.“

Thäter hätte gar nicht so viel Gründe aufzuzählen brauchen, um die wahre Ursache von Nietschels plötzlicher Schwäche zu verbergen. Fritz war himmelweit entfernt davon, dieselbe zu ahnen, und Dora — war ein Weib, dessen Herzsgüte und Barmherzigkeit sich auch jetzt nicht verleugnete.

Ihre erste Verlegenheit schnell überwindend, faßte sie jetzt Nietschels Hand und sagte: „Sie dürfen uns nicht krank werden, Herr Ernst, nein, gewiß, ich könnte sonst nimmer froh sein, denn Sie waren doch mein bester Freund hier, und das werde ich all mein Lebtag nimmer vergessen. Sie dürfen nicht krank werden, lieber guter Herr Ernst.“

Und er wurde auch nicht krank. Wenn er auch sehr blaß an diesem Abend ansah, so gelang es ihm doch, seine Fassung zu behaupten, und während Fritz Müller die Liebe gegen die Kunst eintauschte, tröstete der Genius der Kunst Ernst Nietschel nach und nach über den Verlust seiner ersten Liebe. Den Modellenposten in Vauchhammer hat er nun freilich nicht angetreten, aber der Graf Einsiedel blieb, auch nachdem Nietschel sich gegen ihn über diesen Punkt offen ausgesprochen hatte, sein Gönner und schickte ihn später nach Berlin zu Rauch.

Wir wissen, wie Ernst Nietschel die Erwartungen seines Beschützers erfüllte, und welch herrliche Kunstdenkmale das deutsche Volk ihm verdankt. Aber nicht bloß die Kunst, auch die Liebe erhellte späterhin seinen Lebensweg. Er war zweimal sehr glücklich verheirathet, und die Enttäuschung, welche seine erste Liebe ihm bereitet hatte, ließ keine Bitterkeit in seinem Gemüth zurück, wenn er auch lange Zeit brauchte, ehe er den Schmerz darüber ganz überwinden konnte.

Dora wurde an der Seite ihres Fritz eine glückliche Frau, gegen welche nun auch die Schwiegereltern nichts mehr einzuwenden hatten, da sie ihnen ja den geliebten Sohn zurückbrachte. Ihrem Jugendfreunde Ernst bewahrte sie, als sie längst glückliche Mutter und sogar Großmutter geworden war, ein treues Gedächtniß. Als alte Frau reiste sie noch nach Weimar, um das Goethe-Schillerdenkmal ihres Freundes zu sehen.

Sie stand lange davor mit gefalteten Händen. Dann plötzlich übergoß jugendliche Röthe noch einmal ihr Gesicht und ein süßes, stolzglückliches Lächeln umspielte ihren Mund.

„Der Mann, der das gemacht hat, hat mich geküßt,“ sagte sie leise vor sich hin und richtete dabei den Kopf stolz empor. An diesem Tage erzählte sie ihrem Fritz zum ersten Male die Geschichte von jenem ersten und letzten Kuß, welcher Nietschel damals bewogen hatte, zum Grafen Einsiedel zu gehen und einen bedeutamen Schritt vorwärts auf dem Wege zu thun, der ihn auf die Höhe der Kunst führen sollte.

## Am Familientische.

### Bücherchau. LV.

Friedrich der Große. Friedrich Wilhelm der Vierte. Zwei Biographien von Leopold von Ranke. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1878. 170 S. 8.

Die beiden biographischen Skizzen von der Hand des berühmten Meisters sind ursprünglich bestimmt, der „Allgemeinen deutschen Biographie“, welche durch die Münchener historische Kommission herausgegeben wird, eingereicht zu werden. Verfasser und Verleger sind aber eins geworden, vor dem Abdruck in jenem Sammelwerk einen Separatabdruck zu veranlassen. Wir haben für diesen Entschluß dankbar zu sein; denn für viele wären jene Arbeiten in dem großen Werk begraben worden.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die zweite Skizze, das Lebensbild Friedrich Wilhelms IV. vergleichsweise eine weit größere Theilnahme in Anspruch nimmt. Ueber Friedrich den Großen hat Ranke sich bereits in umfassenden Schriften ausgesprochen. So darf neues Material und eine neue Auffassung der Dinge in diesem kurz zusammenfassenden Ueberblick nicht erwartet werden. Der Verfasser selbst sagt: „Niemand wird in dem Artikel einer allgemeinen deutschen Biographie sich über die einzelnen Ereignisse eines Regentenlebens, wie dieses war, unterrichten zu können erwarten; auch der, der einen solchen zu schreiben unternimmt, würde nicht daran denken können, die Wüthbegier in dieser Ausdehnung zu befriedigen; es kann nur darauf ankommen, eine Gesamtanschauung der politischen Handlungen Friedrichs des Großen und seiner kriegerischen Thaten zu gewinnen und der Nation vorzulegen.“

Das hindert nicht, daß eine Uebersicht aus solcher Feder gleichwohl ein großes Interesse erweckt. Ganz anders aber stellt sich der Antheil an der zweiten Skizze. Zwar hat Ranke durch die Herausgabe des Briefwechsels zwischen dem König und Bunsen und dem Kommentar zu diesen denkwürdigen Selbstentwürfen sich auch schon an diesem Stoffe versucht. Aber im geschichtlichen Zusammenhang und in selbständiger Darstellung doch erst hier. Es ist ein Stoff aus unmittelbarer Gegenwart, das Bild eines Verstorbenen, dessen „Leben (nach Ranke's eigenem Wort) gleichsam noch fortbauert“, mit dem der Dar-

steller selbst durch persönliche Pietät und Nähe eng verflochten war. Aber er bewahrt auch an diesem Stoff trotzdem seinen anderwärts ausgesprochenen und überall behaupteten Grundsat: „er möchte sein Selbst auflösen und die Dinge einfach so sehen, wie sie gewesen sind“. Auch neues Material findet sich in der Skizze und zwar in zwei wichtigen Punkten: einmal für die Erziehungsgegeschichte des Königs, dann für die Berufung des Vereinigten Landtags. Für beide hat Ranke die Akten des königlichen Hansarchivs benutzen können. Hieraus ist allerdings eine Ungleichheit der Behandlung entstanden, indem die bezeichneten Partien verhältnißmäßig eingehend, alles übrige flüchtig behandelt wurde.

Dellbrück (so schreibt N. den Namen), der erste Erzieher, von Niemeier in Halle empfohlen, war bald über den Charakter des hochbegabten Prinzen im Klaren. Er schreibt ihm „eindringenden Verstand bei lebhafter Einbildungskraft, Wüthbegierde und Vertrieb bei treuem Gedächtniß, rege Theilnehmung für das Wohl und Wehe der Menschheit und einzelner bei tiefstem Gefühl und religiösem Sinn“ zu, klagt aber gleichzeitig, daß aus der großen Lebendigkeit seines Jünglings auch die Schattenseiten von „Ausgelassenheit, auffahrendem geistlichen Wesen“ entbrängen, „so daß er selbst diejenigen beleidigt, die er am meisten liebt.“

Die Erziehung des Kronprinzen trat bald unter den alles leitenden Einfluß der Regeneration des gefallenen Staates. Der künftige Thronerbe sollte eine mehr unmittelbar auf seinen künftigen Königsberuf gerichtete Erziehung erhalten. Auch hier in dieser Familienfrage des Königs Hauses, die aber doch zugleich eine Staatsfrage ersten Ranges war, finden wir Stein's Hand eingreifende Hand. Dellbrück war jener Aufgabe nach der intellektuellen Seite ziemlich gewachsen. Nicht so nach der ethischen und disciplinären. Der leitende Minister erkannte die Nothwendigkeit eines Wechsels in der Leitung. Aber erst im Sommer 1810 trat Friedrich Jacillon, dessen Lebensbild S. 82 ff. in kurzen Zügen geschildert wird, an Dellbrück's Stelle. Interessant ist dessen Charakteristik des Prinzen und die Gesichtspunkte und Zielpunkte, denen der Erzieher folgen will: „qu'une jeunesse laborieuse, soumise, serieuse sans tristesse, gaie sans frivolité et sans dissipation, lui donne de la trompe et du caractère, et le forme à sa haute



destination" (eine arbeitame und unterwürfige, eine ernste und doch nicht trübe, eine fröhliche und doch weder leichtfertige noch ausschweifende Jugend solle ihm Gehörigkeit und Charakter geben und ihn für seine hohe Bestimmung heranzubilden).

Von besonderer Wichtigkeit sind die Aufklärungen über die Genesis des vereinigten Landtags, der ersten Schritte zu dem Verfassungsstaate in Preußen. Wir müssen darauf verzichten, hier auf einzelnes einzugehen, nur auf die Stellung des jetzigen Kaisers, des damaligen Prinzen von Preußen, zu der großen Frage mache ich aufmerksam. Sie tritt hier zum ersten Mal offenmüthig ans Licht. Am 11. März 1846 fand die gemeinsame Sitzung des Staatsministeriums, an dessen Spitze der Prinz stand, und der besonders eingeleiteten Kommission statt. Der Prinz war von der Bedeutung des Moments durchdrungen; handelte es sich doch um die ganze Zukunft, ja um die Existenz von Thron und Vaterland. Er spricht es als einen Grundsat aus, daß eine weise Regierung dann und wann Nachforschung halten müsse, ob die vorhandenen Institutionen noch mit den Forderungen der Zeit im Einklang seien, ein Verfahren, bei welchem Preußen groß geworden sei. So seien die Provinzialstände eingeführt worden, von der Nothwendigkeit einer ständischen Centralversammlung sei er noch nicht überzeugt. Gehe man doch dazu über, so dürfe vor allem die Macht der Krone nicht geschmälert, die freie Bewegung der Regierung nicht gehindert werden. Der Heise nach äußerten sich nun die Mitglieder der Kommission des Ministeriums über die Bedürfnisfrage, die mit einer Majorität von 14 gegen 2 Stimmen bejaht wurde. Auch der Prinz schloß sich der Mehrheit an, wenn gleich nicht ohne Bedenken, namentlich auch im Hinblick auf die Militärverfassung. Sein entschlossenes Schlußwort war: „Ein neues Preußen wird sich bilden, das alle geht mit Aufbahrung dieses Geistes zu Grunde. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist.“ Einer Empfehlung bedarf am wenigsten dieser Theil der Schrift; er wird als der erste Anfang einer freien historischen Würdigung des vielgeprüften und viel verkannten Königs von vielen begrüßt und mit Eifer gelesen werden. D. S.

Stambul und das moderne Türkenthum. Von einem Osmanen. Band I. und II. Leipzig, Dunder & Humblot. 1877-78.

Zur Zeit, da die ersten schäblichsten Anfänge einer Friedensvermittlung zwischen den Kriegsführenden zu Tage treten und die Frage: „ist das türkische Staatswesen überhaupt auf die Dauer lebensfähig?“ sich mit verdoppelter Energie in den Vordergrund drängt, erscheint jeder aus authentischer Quelle stammende Beitrag zur Beantwortung derselben hochwillkommen. Ein solcher kann aber weder von dem Diplomaten, den die Carriere für eine Weile nach Stambul führte, noch gar von dem Reisenden oder dem Zeitungskorrespondenten geliefert werden, er kann vielmehr lediglich der Feder solcher Männer entstammen, welche die Türkei wirklich aus eigener Anschauung kennen, d. h. sie eben nicht nur bereisen, sondern in ihr lebten, und zwar in einer Stellung, welche ihnen die Möglichkeit bot, unmittelbar zu erfahren und zu beobachten.

Ein solcher hochwillkommener Beitrag liegt nun in den beiden oben genannten Bänden vor. Der Verfasser entwirft uns an der Hand unbarmherziger Zahlen und Daten, die er aus eigenen Anschauungen zu kontrollieren in der Lage war, eine Anzahl lebensfrischer Bilder, die ebenso unterhaltend als belehrend sind. Das Schwergewicht scheint mir übrigens — ich kann nicht umhin zu sagen: leider — nicht in der Schilderung der Personen, sondern in der Darlegung der Verhältnisse zu liegen. Die Kapitel von der Finanzverwaltung, von der Verwaltung der Provinzen, von den öffentlichen Arbeiten sind ebenso neu wie interessant, während man von der Art, in welcher die leitenden Personen vorgeführt werden, wenig erbaut ist. Es fehlt hier an der rechten Farbenfrische, es sind mehr Photographien als Porträts. Der zweite Band (die „neue Folge“) ist überhaupt gelungener als der erste, der Längen und Wiederholungen noch nicht abgestreift hat.

Der Verfasser stellt, wie mir scheint etwas einseitig, als die wesentliche Ursache der Verfalls der Türkei das Stambuler Effendithum hin, jene Beamtenaristokratie, die ebenso frech als untüchtig, ebenso anpruchsvoll als träge ist. Dieses hat ja gewiß Unheil genug angerichtet, des Uebels Kern liegt aber doch tiefer, und seine Fühlwurzel ist der Islam. Dieser ist es, auf den sich schließlich auch das Effendithum zurückführen läßt. Seine fatalistische Grundanschauung hat überall, wo er dauernd herrscht, die Initiative des Individuums erstickt und damit die Möglichkeit jedes Fortschreitens vernichtet. Mag der einzelne Mohammedaner noch so anständig sein — er steht unter dem Rismet, dem blinden Schicksale, und wird von dem Christen weggeardbeitet, sobald beide bei gleichem Wind und Wetter in die Laufbahn treten. Auf dem Schlachtfelde kann der mohamedanische Turane noch bedeutendes leisten — auf der Feldblut, in der Werkstätte ist er von vornherein verloren.

### Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt das dritte Quartal des XIV. Jahrganges (April—Juni 1878). Wir ersuchen daher unsere Abonnenten, besonders diejenigen der Post zur Vermeidung der Bestellgebühr für nachzuliefernde Nummern, ihre Bestellungen sofort erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zusendung entstehe.

### Daheim-Expedition.

Verantwortlich: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Fischagen & Klasing) in Leipzig. Druck von H. S. Tenner in Leipzig.

Zimmerlin hat es damit zunächst noch gute Wege. Zur Zeit bildet die Türkei noch ein europäisches Staatswesen, eine Thatsache, mit der gerechnet werden muß. Wer in Bezug auf dasselbe mit sprechen muß im Rathe der Völker, wer über dasselbe urtheilen will in der Presse oder in der Gesellschaft, der wird gut thun, „Stambul und das moderne Türkenthum“ zum Gegenstand seines Studiums oder seiner Vektüre zu machen. Für diesen Zweck seien noch ganz speziell die Abschnitte: „Finanzverwaltung“ und „Hungersnoth in Kleinasien“ empfohlen. Th. S. P.

### Ausnutzung des Kängurus.

In einem australischen Blatte, dem zu Melbourne erscheinenden „Argus“ finden wir die Nachricht, daß in jenem Lande, trotz aller Verfolgungen, die Kängurus sich in ungeheurer Menge vermehren, so daß sie für gewisse Gegenden schon zu einer förmlichen Landplage geworden sind, namentlich in Queensland. Es scheint, als ob die Türr, welche im Innern des Landes geherrscht hat und in Folge deren die Nahrung der Thiere knapp wurde, diese zu einer großen, nach der Küste gerichteten Auswanderung veranlaßt. Sie überziehen nun in Herden die bebauten Ländereien der Ansiedler und fraßen, gleich Heuschreckenschwärmen, alles ab, was ihnen in den Weg kam, so sehr, daß man Hindvieh und Schafe schlachten mußte, weil es an Futter für dieselben zu mangelte begann.

Nun thäten die Ansiedler sich zusammen, um bei bösen Eindringlingen den Krieg zu erklären; man veranstaltete großartige Treibjagden und in einem Falle wurden nicht weniger als 4000 Kängurus erlegt, erschlagen und erschossen. Die Jagd auf diese gewandten und frühen Beutethiere, welche in gewaltigen Sägen zu springen vermögen, ist indessen nicht ganz ohne Gefahr. Unbelästigt ist es durchaus harmlos; angegriffen aber richtet es sich auf, benutz seinen starken Schwanz als Stützpunkt und schlägt mit den scharfen Klauen der kurzen Vorderfüße auf den Gegner ein oder sucht diesen mit den Zähnen zu verwunden.

Das große Känguru Australiens wird bis 125 Pfund schwer und erreicht die Größe eines Hammels; sein Fell ist braunröthlich. Aus dem Schwanz ziehen die Ansiedler eine kräftige Suppe, die an Wohlgeschmack der Otzailsuppe nicht nachsteht, und da Känguruhäute jetzt massenhaft zu haben sind, so gerbt man sie zu einem weichen und sehr dauerhaften Leder. Auch das Fleisch ist zu verwerten: man kocht es in Blechbüchsen ein, und bereits sind „Kangaroo-Tins“ in London auf den Markt gebracht worden, deren Inhalt gar nicht übel schmecken soll.

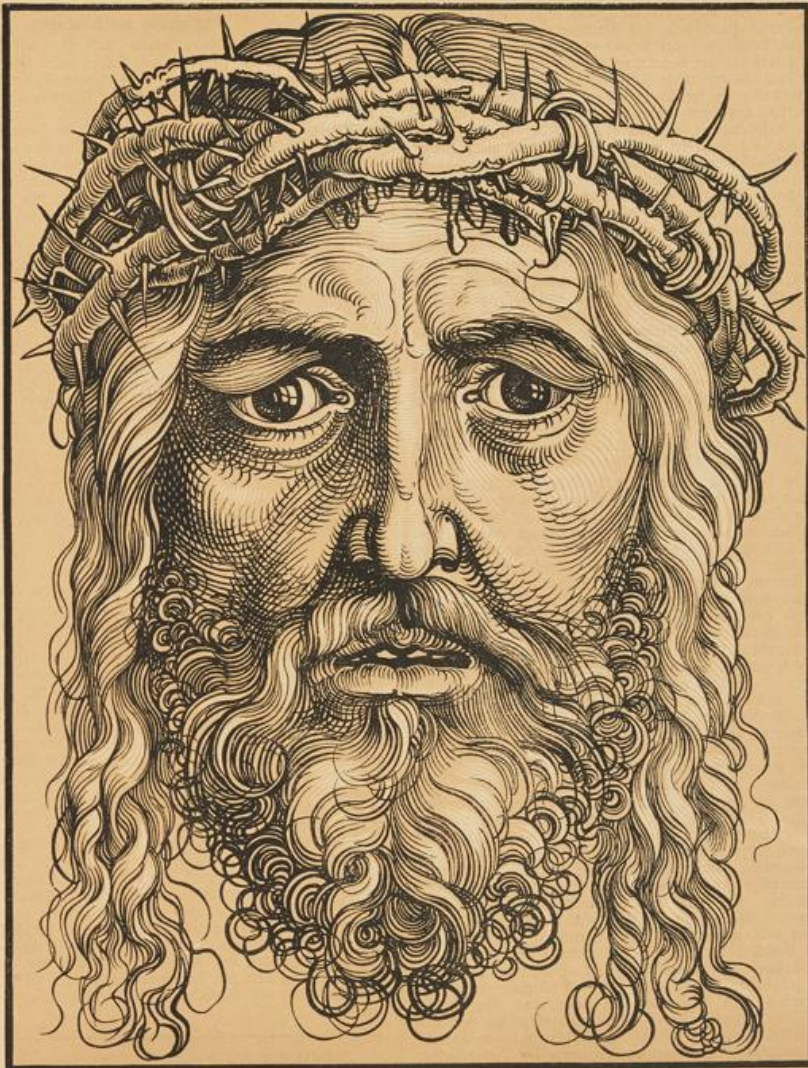
### Eine Agitationsrede.

(Zu dem Bilde auf S. 413.)

Es ist ein Bild, voll aus dem Volkstheben der Gegenwart, das uns Henseler heute vorführt. Ein sozialdemagogischer Agitator hat im Dorfe Einkehr gehalten und beglückt vorläufig die gerade zufällig Anwesenden durch die Verkündigung des „neuen Evangeliums“. Aber der Anschlag an der Wand belehrt uns, daß es dabei nicht bleiben wird und am Abend auch weitere Kreise durch einen Vortrag belehrt werden sollen, denn die Wahlen sind vor der Thüre. Welche ersehnte Unbill mag den Mann zuerst von dem goldenen Boden seines Handwerks weggedrängt haben? Einmal in das wüste Treiben gerathen, wird der energische, herkulisch gebaute Mann nicht aufhören, andere mit sich herabziehen in den Strudel. Ob ihm das auch heute gelingen wird? Der alte Bauer ist weiterseht einer Lehre gegenüber, die verkündet: „Das Erbrecht ist eine Frucht des Kapitalismus, fällt dieser Stamm, so kann auch die Frucht nicht mehr bestehen.“ Dem Hörer im Hintergrunde droht auch keine Gefahr, denn er scheint fest auf seinen Füßen zu stehen, und die stridende Frau mit den klugen Augen und dem energischen Munde wird wenig geneigt sein, den Satz anzuerkennen: „Das angebliche Recht der Eltern, ihre Kinder nach Belieben zu erziehen, ist einfach eine freche Annäherung, durch welche bisher namentlich der Aberglaube und jonstiger Unverstand von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wurde.“ Aber der junge Mann, der sich über den Tisch vorbeugt, sieht ganz so aus, als ob er einer Stütze für seinen ehrlichen, aber konfusen Idealismus bedürfe und dem Weg betreten wolle, den der Verärrte betritt und auf dem der Verfasser weiter wandelt, bis ihn endlich das verdiente Ende mit Schrecken erreicht. Möge ihm dieses Loos erspart bleiben!

Inhalt: Vor dem Sturm. (Fortsetz.) Histor. Roman von Theodor Fontane. — Zur Zeit des Harzburgfestes. Persönliche Erinnerungen von D. Emil Wilhelm Krummacker. — Altes und Neues vom edlen Tabak. Eine Aunderei von Julius Stinde. — Die Schüllinge. (Schluß.) Von Moritz von Reichenbach. — In Alexander von Humboldts Bildnis aus dem Jahre 1806 von Bettich in Berlin. — Am Familientische: Wücherichau. LV. — Ausnutzung des Kängurus. — Eine Agitationsrede. Zu dem Bilde von Henseler.





Das Antlitz Christi von Albrecht Dürer.

Zeit  
nde,  
mit-  
will  
bul  
oder  
ziell  
ien"  
B.

den  
Ber-  
dafi  
rden  
elche  
rung  
ge-  
die  
den-  
man  
sben  
ring  
gden  
legt,  
tigen  
ist  
los;  
als  
fifhe  
den.  
und  
Aus  
Bohl-  
jeht  
sehr  
ht es  
a auf  
joll.

uns  
im  
An-  
r der  
wird  
erden  
Anbill  
weg-  
der  
erab-  
wird?  
ubet:  
amnt,  
inter-  
fähen  
ener-  
Das  
n, ist  
Aber-  
ererb  
sieht  
ihnen  
führte  
h das  
rpart

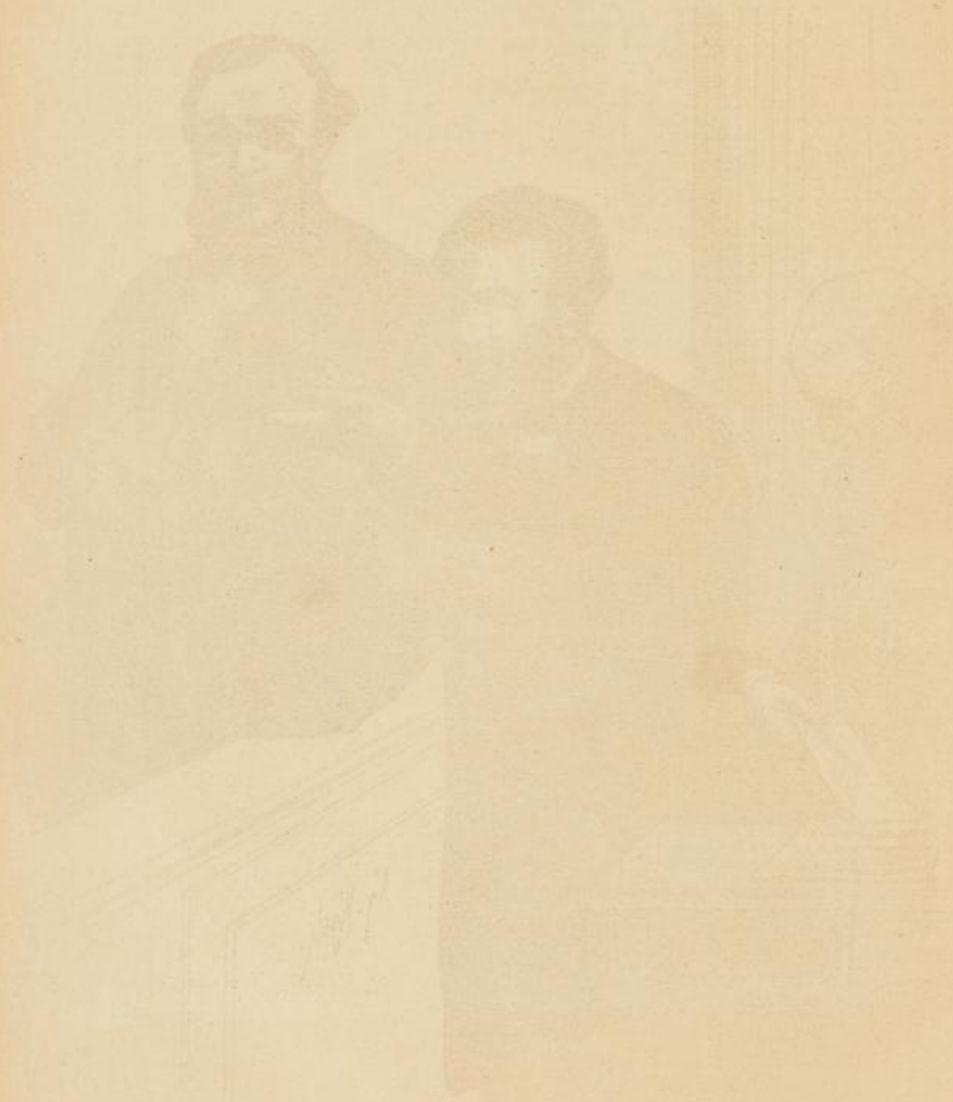
geodor  
ungen  
edlen  
stuf.)  
Bild-  
stilen-  
Eine

uchen  
mern,



Journal de la Société de la ...

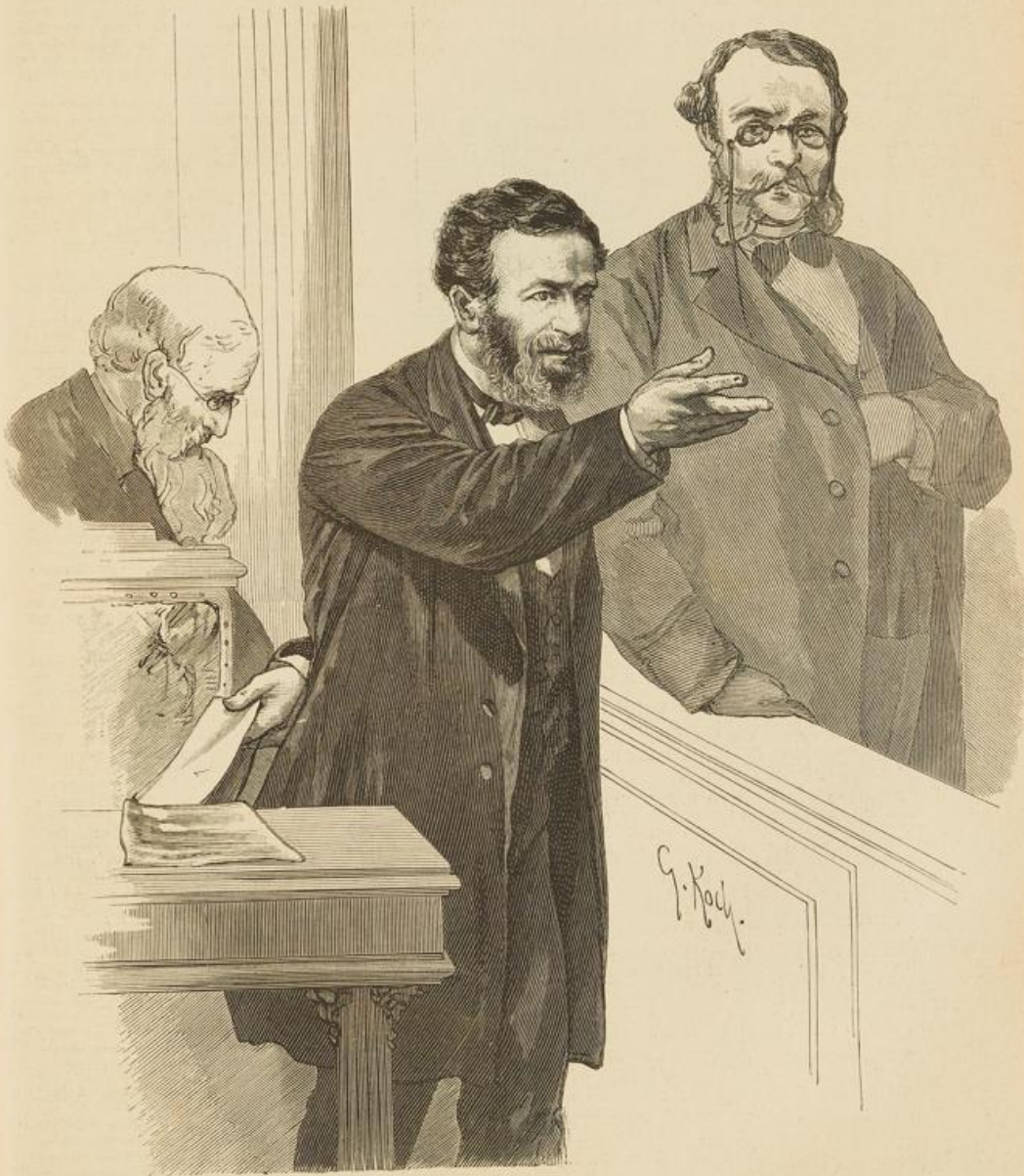
1847



1847



Aus der Zeit — für die Zeit.



Abgeordneter Dr. Lasker. Reichstagsitzung vom 9. März. (Nach dem Leben.)

Mit „fittlich belehrendem und strafendem Pathos an der unrichtigen Stelle.“ (Fürst Bismarck in derselben Sitzung.)



## Umschau in fernen Landen.

Werkwürdig haben sich die grönländischen Eskimos entwickelt. Seit Hans Egede ihnen das Christenthum predigte ist ein steter Fortschritt unter ihnen bemerklich gewesen; sie gehören mit wenigen Ausnahmen jetzt der christlichen Religion an, haben aber ihre alte Eskimosprache beibehalten und ebenso ihre alte Art und Weise zu leben. Letztere konnte schon um deswillen nicht geändert werden, weil sie so vorzüglich ihrer arktischen Heimat angepasst ist und es kaum möglich erscheint auf andere Weise, als die Eskimos es thun, der ungeheuren Kälte zu widerstehen oder in dem eisbedeckten Lande sich Nahrung zu verschaffen. Europäischer Einwirkung, namentlich den mährischen Brüdern, ist es zu verdanken, daß aber auch höhere geistige Regungen unter den Eskimos auftraten. Es existirt eine Buchdruckerpresse in Grönland, auf welcher ein von Grönländern in Eskimosprache geschriebenes Blatt gedruckt wird, das gelegentlich mit Abbildungen versehen ist, welche Eskimos gezeichnet und in Holz geschnitten haben.

Zeit ist sogar die höchst interessante Lebensbeschreibung eines Eskimos erschienen, welche dieser selbst niedergeschrieben hat und die Dr. Henry King ins Englische überfetzt hat. Der Verfasser ist der berühmteste unter seinen Landsleuten, ein Mann, der in der Geschichte der neuen Nordpolfahrten eine Rolle spielt. Er heißt Hans Hendrik und begleitete nach und nach im letzten Vierteljahrhundert den Dr. Kane, Dr. Hayes, die amerikanische Nordpolexpedition unter Hall und die englische unter Hayes als Dolmetscher.

Damit nun unsere Leser kennen lernen, wie ein solcher Eskimo schriftsteller und wie er es recht gut versteht zu schildern, geben wir hier eine Stelle aus seiner Lebensbeschreibung in wörtlicher Uebersetzung. „Am zu berichten, wie der nördliche Theil dieses großen Landes erschaffen wurde, schreibe ich dieses, ich Hans Hendrik, der zuerst in Nisernaes bei den Deutschen (Herrnhutern) lebte, der sich aber weiter nördlich in Ipernivik angesiedelt hat.

„Ich wurde geboren in der deutschen Missionsstation Nisernaes, welche drei Meilen hat und mein Vater war Diener der Priester. Er pflegte nach anderen Stationen sich zu begeben und dort an hohen Festtagen Gottesdienst abzuhalten. Sein Name war Benjamin. Meine Mutter hatte die Kirchenlampen zu besorgen. Ihr Name war Ernesine. Sie war aus dem Süden gekommen, vom Ende dieses Landes (Kap Farewell). So lebten meine lieben Eltern anfangs weit von einander, mein Vater war in Nisernaes geboren, meine Mutter aber am Ende unseres Landes. Meines Vaters Kinder von seinem ersten Weibe waren zusammen sieben, drei Söhne und vier Töchter; meine Mutter aber hatte fünf Kinder, vier Söhne und ein weibliches Kind, das aber kaum erndt zu werden verdient, da es als kleines Kind starb. Ich war der Zweitälteste. Ich verließ meine Brüder als sie noch Kinder waren, da ich ein tüchtiger Kajakschiffer wurde und schon mehrere Sechunde erlegt hatte. Mein weiter Bruder aber, Simeon mit Namen, war nur ein unbedeutender Kajakschiffer. Auf ihn folgte der Neffe nach Joel, der dritte, der in Aouk zu einem Lehrer herangebildet wurde und dort zwei Jahre wohnte. Unter jüngster aber hieß Nathanael.

„Das Jahr nach meines Vaters Tode reiste ich ab und vereinigete mich zum ersten Male mit Nordpolreisenden, mit einem amerikanischen Segelschiffe (Kanes Expedition). Ich hörte, daß man einen Eingeborenen suchte und daß dessen Verwandte während seiner Abwesenheit Zahlung erhalten sollten. Niemand wollte — da entschloß ich, ich Hans Hendrik, mich und sagte ich wollte mit ihnen gehen. Ich ging nun zu meiner Mutter, um ihr meinen Plan mitzutheilen — sie aber widersprach es mir und sagte, ich solle nicht gehen. Doch ich antwortete: „Wenn mir kein Unglück passiert, dann komme ich zurück und bringe Geld für Dich; doch thun mir meine jüngern Geschwister leid, zumal Nathanael, der noch nicht laufen kann.“ Endlich brachen wir auf und als ich meine Landsleute und meine Verwandten verließ, da war es zum Herbrechen.“

So weit wollen wir Hans Hendrik erzählen lassen. Er berichtet nun in seiner Weise die ganze Geschichte der Nordpolexpeditionen durch den Smith-Sund, die er alle mitgemacht. So einfach und schlicht auch die Erzählung ist, zeugt sie doch von einem entschiedenen Talente. Bedenken wir immer, daß es ein gewöhnlicher Eskimo ist, der sie schreibt.

Geographische Zahlenangaben sind ein trocknes Ding und wir haben uns in den Schulen mit Einwohner- und Quadratmeilenzahlen weiblich geplagt; vergleicht man aber die verschiedenen Zahlen mit einander, stellt man klein und groß, hoch und niedrig nebeneinander, so erhält man ein interessantes Bild. Im folgenden sollen nach dieser Art einige Hauptzahlen zusammengestellt werden. Der längste Fluß der Erde ist der Mississippi, wenn man ihm seinen Hauptfluß, den Missouri beitrechnet; er hat 7200 Kilometer Länge. Der größte afrikanische Strom dagegen, der Nil nur 6500 und der größte asiatische, der Jenisei 5500, der größte europäische, die Wolga 3400 Kilometer Länge.

Das größte Reich der Erde ist das britische, wohlverstanden, wenn man alle seine Kolonien mit einrechnet. Es hat dann 22 Mill. Quadratkilometer, noch etwas mehr als das russische Reich in Europa und Asien zählt und es ist doppelt so groß wie die Vereinigten Staaten oder wie China. Am bevölkerteren dagegen ist China mit 424 Millionen Einwohnern, worauf das britische Reich mit 277, Rußland mit 86, das deutsche Reich mit 43 Millionen Seelen folgen.

Asien zählt 784 Millionen Einwohner; Europa hat 325, Afrika 207, Nordamerika 65, Südamerika 26 Millionen und die ganze Erde zählt 1439 Millionen Seelen. Am dichtesten ist die Bevölkerung in Europa wo 32 Einwohner auf dem Quadratkilometer wohnen, während in Südamerika auf dieselbe Fläche nur ein Bewohner fällt.

Unter den Erdtheilen ist Asien mit 41 Millionen Quadratkilometer der größte und Europa mit 10 Millionen der kleinste; Australien mit der dazu gehörigen Inselwelt ist nur wenig größer als Europa.

Der größte Ocean ist der stille oder pacifische, der eine Oberfläche von 175 Millionen Quadratkilometer hat, während der Atlantische, sein Rival, nur 100 Mill. zählt. Nimmt man zu diesen beiden noch den indischen Ocean und das nördliche und südliche Eismeer, so erhält man 373 Mill. Quadratkilometer Wasserfläche auf unserer Erde oder beinahe drei Vierteltheile der Gesamttoberfläche.

Der größte Binnensee ist das kaspiische Meer mit 463,000 Q.-Kilom. es folgt der Obere See in Nordamerika mit 88,000 Q.-K.; in Afrika der Ukerewe oder Victoria-Nyanza mit 80,000 Q.-K.; der Titicacasee, der größte in Südamerika hat nur 10,000 Quadrat-Kilometer.

Der höchste Berg der Erde ist der Gaurisankar im Himalaja; er hat 8840 Meter, ist also beinahe doppelt so hoch als der Gipfel unserer Alpen, der Mont Blanc, welcher 4810 Meter hat.

Am höchsten wohnen die Menschen zu Kurtof in Asien, nämlich 4500 Meter hoch; eine ungeheure Höhe für den Aufenthalt von Menschen, die uns recht fahbar wird, wenn wir bedenken, daß das Solis auf dem St. Bernhard, der höchste in Europa bewohnte Ort, nur 2473 Meter hoch liegt. Was sind gegen solche Berg Höhen unsere höchsten Thürme! Die Nikolaitirche in Hamburg ist 149, die Spitze der Kathedrale zu Rouen 150 Meter hoch, die Thürme des Kölner Domes werden 153 Meter hoch und die Pyramide des Cheops hat 146 Meter.

Die volkreichste Stadt der Erde ist London mit 3,489,000 Einwohnern; darauf folgt Paris mit 1,989,000, während Beijing 1,684,000 Seelen zählen soll. Städte mit mehr als einer Million existiren noch vielfach in China. Berlin hat 1,025,000, New-York 1,028,000 Einwohner und Kairo, die größte afrikanische Stadt 349,000 Bewohner, während in Australien Melbourne 212,000 erreicht.

Die kleinsten selbständigen Staaten in unserm Erdtheil sind Monaco mit 16 Q.-Kilometer und 5700 Einw., San Marino mit 61 Q.-Kilom. und 7300 Einw., Liechtenstein mit 178 Q.-Kilom. und 8300 Einw., die Republik Andorra in den Pyrenäen mit 400 Q.-Kilom. und 12,000 Einwohnern.

Im hinterindischen Reiche Siam herrscht Trauer. Einer der heiligen weißen Elephanten ist dort im hohen Alter von 107 Jahren mit dem Tode abgegangen und die Botsen im Tempel zu Bangkok, wo der Thiergötze verehrt wurde, sehen sich nach einem Erlaße für diesen weißen Elephanten um. Diese Thiere, Albinos, sind nicht häufig und keineswegs rein weiß, sondern mehr fleisch- oder chocoladenfarbig. Sie werden in einem befriedigten Tempel hoch verehrt, man bringt ihnen Geschenke dar und hält für sie einen besondern Hofstaat, Mandarinen und Botsen halten es für eine große Ehre ihnen Juckdroh vorlegen zu dürfen. Nur vor dem ersten Könige von Siam findet der Elefant — aber der König auch vor ihm. Die Verehrung dieser Thiere beruht auf der Vorstellung von der Seelenwanderung, denn man glaubt, daß nur ein großmächtiger Fürst nach seinem Hinscheiden in dem majestätischen Thiere seinen Seeleneingeborenen aufschlagen könne. — Als im verfloffenen November der weiße Thiergötze farb wurden große Trauerfeierlichkeiten abgehalten. Hundert buddhistische Priester waren mit Gebeten und dem Abbeten von Räucherwerk beschäftigt. Die drei überlebenden weißen Elephanten folgten dem riesigen Leidenwagen ihres verstorbenen Kollegen bis zum Menamstrom, wo der König den Leichnam erwartete, der nun zu Schiffe auf das andere Ufer transportirt wurde, um in einem besonderen Mausoleum beigesetzt zu werden. Derselbe große reich mit Wimmelnden geschmückte Staatskarren folgten dem Leichnam bis an das andere Ufer. Die größte Sorge der Botsen ist es nun, den vier weißen Elephanten zu beschaffen und nach allen Seiten des Reiches sind Boten abgegangen, um einen solchen zu suchen.

Eine neue afrikanische Expedition von Gerhard Rohlfs ist im Werden und im Verthe schon will der müthige Reisende Deutschland verlassen, um sich nach Tripolis einzuschiffen, von wo aus er die östliche Sahara erforschen will. Der unermessliche Flächenraum der Sahara bleibt immer noch ungeachtet der Wege, auf welchen europäische Reisende sie an drei oder vier Stellen getreut haben, zu ihrem größten Theile eine Terra incognita. Nach unserm großen Heinrich Barth, dessen Reisen mehr als zwanzig Jahre zurückliegen, haben nur wenig Reisende unsere Kenntniß der Sahara erweitert; der neueste, Erwin von Horn, der zu vortrefflichen Beobachtungen berechtigt, ist im vorigen Jahre zu Ghat verstorben. Duvigniers, eines tüchtigen französischen Forschers Reise thut im Süden Algeriens einen tiefen Stich ins Herz der Sahara, wo er das wilde Gebirgsland Hoggar entdeckte. Nachtrag sagte zu den erforderlichen Theilen ein gewaltiges Stück im Osten, das Land der räuberischen Tibbu und Borgu. Rohlfs schließlich füllte auf seinen ungeheuren Wanderungen von West nach Ost auf einer Strecke von über 4500 Kilometer, nicht nur alle Lücken, welche die Karte des Saharagebietes an Nordrande desselben bis dahin offen gelassen hatte, aus, sondern erforschte noch im Jahre 1873 auf seiner im Verein mit hervorragenden deutschen Gelehrten unternommenen Expedition in die tibbische Wüste die ganze nordöstliche Ecke dieses großen Gebietes.

Die außerordentliche Befähigung eines Reisenden wie Rohlfs zum Führer einer selbständigen Wüstenexpedition hat sich auf seiner tibbischen Reise aufs glänzendste bewährt und es ist ihm auch dieses Zeugniß von seinen Begleitern auf das Rückhaltloseste ausgestellt worden. Mit Besriedigung kann es daher die geographische Welt nur aufnehmen, wenn wir diesen Mann sich von neuem mit einem Forschungsplan beschäftigen sehen, welcher den östlichen Theil der Sahara zum Gegenstande hat, einen Flächenraum so groß wie Deutschland und Oesterreich zusammengekommen, fast ebenso groß wie das Gesamtgebiet der Entdeckungen Livingstones, des größten afrikanischen Entdeckers.

Rohlfs wird nicht allein wandern, sondern von einer bewaffneten Eskorte begleitet sein. Stanley gebührt das große Verdienst unter den Erforschern Afrikas der erste gewesen zu sein, dem es gelang, auf durchaus eigenen Füßen, mit eigens dazu ausgerüsteten, allein seinem Befehl gehorchenden Bewaffneten, mit eigenen Trägern, er selbst der Führer, großartige Entdeckungen zu machen, ohne sich an bestehende Handelswege zu binden, ohne sich von den eingeborenen Händlern geleiten oder gar von ihnen ins Schlepptau nehmen zu lassen. Alle anderen, die solchen verlusten, haben sich entweder mit Erfolgen begnügen müssen, die im Verhältnis zu den gemachten Anstrengungen doch nur gering waren oder ihre Unternehmungen sind gescheitert.

Mit bewaffneter Eskorte also wird Rohlfs vordringen, zunächst nach den mysteriösen Oasen Kusara und Wadshanga, von denen wir wissen, daß sie existiren und bewohnt sind, die aber noch kein Weißer je erreicht.